

Rezensionen und Kurzanzeigen

Zum antiken Epos

Homers Ilias. Gesamtkommentar, auf der Grundlage der Ausgabe von Ameis-Hentze-Cauer (1868–1913). Herausgegeben von Joachim Latacz. Band II. Zweiter Gesang (B). (Sammlung wissenschaftlicher Commentare.) ISBN 3-598-74304-1

Faszikel 1: Text und Übersetzung. Von Martin L. West (Text) und Joachim Latacz (Übersetzung). München-Leipzig: K. G. Saur 2003. XVIII, 57 S. ISBN 3-598-74305-X

Faszikel 2: Kommentar. Von Claude Brügger, Magdalene Stoevsandt und Edzard Visser. Unter der Leitung von Joachim Latacz. Mit Unterstützung von Anton Bierl, Rudolf Führer, Fritz Graf, Irene de Jong, Michael Meier-Brügger, Sebastiaan R. van der Mije, René Nünlist, Rolf Stucky, Jürgen von Ungern-Sternberg, Rudolf Wachter und Martin L. West. München-Leipzig: K. G. Saur 2003. XV, 346 S. 2 Landkarten ISBN 3-598-74306-8

Der Text ist, wie schon für das A der Ilias, der Teubneriana von M. L. West (1998) entnommen, durchgesehen und überarbeitet. Die von West benützte Orthographie (begründet und erläutert Fasz. 1, X–XV) stützt sich zumeist auf Erkenntnisse und Studien antiker Grammatiker, noch mehr aber auf die Papyrusüberlieferung, und versucht, ein antikes Schriftbild wiederzugeben (gestört freilich durch die Verwendung von Klammern und Schrägdruck für Reden). An die Orthographie wird man sich, wie an jede neue Rechtschreibung, gewöhnen; freilich bleibt vieles Ansichtssache, anderes scheint mir nicht notwendig, wenn auch vielleicht in einem ‚höheren‘ Sinne ‚richtig‘. Ein Beispiel: Il. 2, 226/227 πολλὰ δὲ γυναῖκες / εἶσιν ἐνὶ κλισίῃς. Auf den (richtigen) Akzent von εἶσιν am Versanfang statt des vertrauten εἶσιν, von West eingeführt analog zu εἶσιν (Fasz. 1, XI), wird im Kommentar ausdrücklich verwiesen: so ist ein Problem neu entstanden, das dann im Kommentar wieder beseitigt wird (unsere in jedem Fall künstlich geschaffene, auf Klarheit für den Schulgebrauch ausgerichtete Orthographie hat mit solchen Festlegungen eigentlich nur versucht, Verwechslungen bei Lernenden zu vermeiden). Der Schrägdruck der direkten Reden (die in alten Schulausgaben oft mit Anführungszeichen versehen sind), eingeführt zur Kennzeichnung der Fokalisation (Fasz. 1, VII), beschränkt sich auf deren erste Stufe, denn auf die Traumrede in der Rede des Agamemnon müsste eigentlich auch hingewiesen werden; wollte man diese Interpretationshilfe weiterdenken, wären auch die Gleichnisse zu kennzeichnen und aus dem Erzähltext herauszuheben. Ich meine, eine Ausgabe sollte einen neutralen, so wenig wie möglich vorinterpretierten Text bieten; man sollte also auch davon wieder abkommen.

In der Übersetzung – die in diesem Band die unerhörte Aufgabe stellt, den Schiffskatalog ebenso wie den Troerkatalog in eine rhythmische Form zu bringen –, findet jeder Leser etwas, das ihm zusagt und anderes, das weniger gut getroffen erscheint (vgl. WSt 116 [2003], 277–281). Neu gegenüber dem A der Ilias ist, dass der Übersetzer J. L a t a c z die Übertragung homerischer Formeln oder formelhafter Wendungen ausnahmslos mit Kopplungsstrichen versieht, weil er sie „vor der Gefahr, ‚beim Wort‘ (d. h. bei jedem Einzelwort) genommen und dadurch bereits im Ansatz mißdeutet zu werden, schon visuell ... bewahren“ möchte (Fasz. 1, XVI). Das Schriftbild ist dadurch allerdings weniger irritierend als vielmehr entstellt („Männer-mit-den-Roßhaarhelmen“, 2, 1; „schnellen-Schiffen-der-Achaier“, 2, 8; „Agamemnons-des-Atriden“, 2, 9; oder gar „Musen-die-ihr-des-Olympos-Häuser-einnehmt“, 2, 484). Und wieder stellt sich die Frage, wem mit einer solchen Information gedient ist: Homerleser, die zu dieser Ausgabe greifen, wissen wohl um die Bedeutung stehender Wendungen Bescheid und wollen auch in der Übersetzung die elegante, die fremdartige Diktion der Dichtung kennen lernen. Es lassen sich bei diesem Schriftbild dann auch sehr gut getroffene Formulierungen nicht so recht erkennen, wie z. B. Vers 46 „den Stab, Väter-Erbstück“ für σκήπτρον πατρῶϊον, oder das jetzt, in der Übersetzung des B der Ilias, gelegentlich mit „Unmöglichlicher!“ wiedergegebene δαίμονι(ε), z. B. Vers 190 (mit Anm. zu diesem Vers). – Eine genaue Auseinandersetzung mit der Übersetzung und eine Untersuchung der Versgestaltung des Übersetzers bietet übrigens die Besprechung von J. B. L e t h b r i d g e, Bryn Mawr Classical Review 2005.08. 16. Das für die Übersetzung des ersten Gesangs von manchen Rez. bemerkte gelegentliche Abweichen vom West’schen Text (z. B. Johannes H a u b o l d, Bryn Mawr Classical Review 2001.09.01) ist nun auch im Kommentar verzeichnet und begründet (z. B. zu Vers 301ff.).

Der Kommentar ist, ich wiederhole es, eine große Leistung, er bietet – und dies durchaus anders als der ‚alte‘ Ameis-Hentze-Cauer – neben allen Erklärungen und Informationen zu Übersetzung, Sprache, Stil, Interpretation, Funktion und literaturwissenschaftlicher Einordnung eine umfassende Darstellung der wesentlichen Erkenntnisse der Homerforschung. Er enthält, auch dies anders als der ‚alte‘ Ameis-Hentze-Cauer, einfache Übersetzungshilfen (die durchaus noch erweitert werden könnten; jeweils am Fuß einer Seite), Sacherklärungen und einen Einblick in die Diskussionen der Homer-Interpretation, unterstützt von steter Einsichtnahme in die Artikel des LfgrE (das endlich und in diesem Umfang zum ersten Mal für die Homerinterpretation genützt wird). Es wäre kleinlich, Einzelheiten zu kritisieren (der Druck ist so gut wie fehlerfrei); im Hinblick auf die praktische Arbeit mit dem Kommentar sollte jedoch für die folgenden Bände der Aufbau des Ganzen und die Verteilung der Informationen auf die festgelegten vier Ebenen überdacht werden. Die von vielen Rez. kritisierten, weil wohl nicht wirklich zu trennenden vier Ebenen des Kommentars (auch WSt 116 [2003], 280), haben sich im vorliegenden Band offensichtlich aus der praktischen Arbeit heraus auf übersichtlichere drei reduziert (Fasz. 2, XI). Doch ist auch in diesem Band des Kommentars meiner Meinung nach die erste Kommentarebene, die sich an alle „Adressatenkreise“ (XI) wendet, zu sehr mit Literaturangaben und einer zu großen Anzahl wörtlicher Zitierungen aus der Sekundärliteratur befrachtet: Einfache Hinweise auf den Fortgang des dargestellten Geschehens müssen nicht eigens mit Hinweisen auf andere Kommentare belegt werden, und die Anmerkung „Vier-Wort-Vers“ (z. B. Vers 92. 290 usw.) erscheint als Kopf eines Kommentar-eintrags von geringem Erklärungswert. Es wäre besser – wie es in manchen Kommentareinträgen schon jetzt durchgeführt ist –, alle wörtlichen Zitate oder bloßen Verweise in die zweite Ebene zu verschieben, oder – noch besser – die dritte Ebene, die für „spezifische Informationen zu verschiedenen Teilgebieten der Homer-Forschung“ vorgesehen ist (und im vorliegenden Band gar nicht genützt wird: XI), für die genauen Herkunftsangaben zu verwenden. Dies würde den Kommentar als erklärenden Text besser lesbar machen.

Der zweite Gesang der Ilias bietet mit dem Trugtraum, den Beratungen der Fürsten, der Diapaira, der Thersites-Szene, der großen Heeresversammlung und dem beginnenden Aufmarsch mit fünf Gleichnissen und zwei Vergleichen auch inhaltlich eine repräsentative Erzählfolge und Gelegenheit, Grundsätzliches zu behandeln: der Kommentar registriert und erklärt die einzelnen Erzählabschnitte (manchmal in einem didaktischen Sinn genau, so dass auch Leser, die den homerischen Stil noch nicht so gut kennen, geführt werden), verweist auf Zusammenhänge und gibt Details zum Verständnis einzelner Wörter ebenso wie Anleitungen zur Interpretation.

Und dann folgt der Schiffskatalog, viel diskutiert, naturgemäß wenig gelesen. Die lang erwartete zusammenfassende Darstellung der Probleme und Erklärungsmöglichkeiten für diesen Teil der Ilias gibt E. V i s s e r in aller wünschenswerten und erwarteten Deutlichkeit und sorgfältigen Abwägung des Gesicherten gegenüber Vermutungen (145–155; die Basis bildet E. V i s s e r, Homers Katalog der Schiffe, Stuttgart-Leipzig 1997, dazu meine Besprechung in WSt 116 [2003], 286f.; die Ergebnisse sind für die Bedürfnisse des Kommentars zusammengefasst und auf das Wesentliche ausgerichtet). In letzter Zeit hat sich, vielleicht weiter gehend als bisher und nicht zuletzt dank der Bemühungen des Herausgebers J. L a t a c z, die Ansicht gefestigt, dass die Quellen des Katalogs auf die mykenische Zeit zurückgehen, die Ausgestaltung aber, wenigstens in der der Ilias eingegliederten Form, dem Iliasdichter zuzuweisen ist. Katalogdichtung ist ein altes und grundlegendes Element der epischen Dichtung, und Namenkataloge sind mit Sicherheit Virtuosenstücke. Es ist also folgerichtig, dass ein Großepos vom Umfang der Ilias auch einen ‚Großkatalog‘ (oder, mit dem Troerkatalog, einen größeren und einen kleineren ‚Großkatalog‘) genau an der vom Ablauf der Erzählung (und nicht von der Darstellung einer Abfolge historischen Geschehens) geforderten Stelle erhalten hat. Der Dichter hat vorliegendes Material, Namen und topographische Bezeichnungen, reale und solche, die mit Mythen verbunden sind, in einer nachvollziehbaren, im Wesentlichen den Zwecken der Erzählung entsprechenden geographischen Anordnung, mit einem sehr einfachen sängertechnischen Strukturprinzip kombiniert, einer Gliederung des Ganzen mit Hilfe der Zahlenverse, in denen die Anzahl der jeweils beigestellten Schiffe angegeben wird (Beobachtungen zum Aufbau des Katalogs habe ich in WSt 116 [2003], 286f. skizziert). Also: das historische Material ist alt, vermutlich wenigstens teilweise dem Dichter schon in Versform vorliegend, vielleicht schon von ihm selbst in Teilen gesungen und ausgestaltet, die Zusammenführung zum großen Ganzen aber erfolgte erst im Hinblick auf diesen Platz in der Ilias, abgestimmt auf die Personen und ihre Bedeutung in unserer Ilias, also in der Phase der Ausgestaltung der Troiageschichten zum Großepos.

Die Behandlung des B der Ilias ist geschlossen und umfassend, für die Erklärung der Kataloge ist endlich eine verlässliche Basis geschaffen. Der Kommentar hat mit diesem Band, wie mir scheint, seine Form gefunden, Sacherklärungen und weiterführende Hinweise ergänzen einander.

Herbert Bannert

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, Homers Ilias (Vorlesung WS 1887/1888 Göttingen). Nach der Mitschrift von stud. phil. Alfred Züricher (1867–1895) aus Bern herausgegeben und kommentiert von Paul Dräger. Mit einem Geleitwort von Walter Burkert: Der Meister in seiner Werkstatt: Homer-Vorlesung bei Wilamowitz. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2006. 440 S. Ill. (Spudasmata. Bd. 109.) ISBN 3-487-13136-6 ISSN 0584-9705

Wer bekommt heute schon die Gelegenheit, ein neues Buch von Wilamowitz zu rezensieren? Dem Hg. Paul Dräger verdanken wir die Publikation der schon seit längerem bekannten Mitschrift einer Homervorlesung aus dem WS 1887/1888, in der die Darlegung der Homerischen Frage, die Besprechung der damals aktuellen Sekundärliteratur, das Herangehen an den Text und die Interpretation der Ilias erklärt und kommentiert und schließlich das Λ der Ilias in der von W. dann später in ‚Die Ilias und Homer‘ (1916) aufgenommenen Form vorgeführt wird (das Verhältnis der Vorlesung zum späteren Buch hat D. genau herausgearbeitet und bestimmt: 71–84). Und der letzte Teil der Vorlesung, ‚Das Pylisch-Nestorische der Nestoris‘ (316–357), ist die zum ersten Mal bekannt gemachte (Vor-) Fassung einer ‚topographisch-mythographische(n) Untersuchung über Pylier und Eleer‘, die W. gelegentlich angekündigt, aber nicht ausgeführt hat (vgl. Ilias und Homer 1 und 207, genaue weitere Nachweise bei D., 73f.). Zusätzlich zu der dem Text zu Grunde gelegten Mitschrift von A. Züricher hat D. noch ein Exemplar der Ilias-Ausgabe von A. Nauck (Berlin 1877), auf deren Text auch W. seine Ausführungen aufbaute, entdeckt, das ein anderer Hörer derselben Vorlesung im WS 1887/1888 mit Notizen und Zusätzen versehen und so als ‚Mitschrift‘ verwendet hat; mit Hilfe von W. A. Schröder konnte Ferdinand Nauck, der später als Archäologe wirkte, als Besitzer des Buches identifiziert werden (32ff.).

Es hat einen eigenen Reiz, sich in eine Zeit zurückversetzt zu finden, als W.s erstes Homer-Buch, die ‚Homerische(n) Untersuchungen‘ (1884), noch nicht lange erschienen war und die Arbeiten von Gottfried Hermann, Karl Lachmann, Moriz Haupt, Arthur Ludwich, August Nauck und all den anderen als neuere Sekundärliteratur zu besprechen waren. Der Text der Mitschrift bietet den gehobenen Stil eines schnell schreibenden Hörers, bleibt aber verständlicherweise, besonders in der Besprechung der Sekundärliteratur, skizzenhaft, und nur gelegentlich, besonders in den Erklärungen und Übersetzungen einzelner Wörter oder bei der auch sonst von W. bekannten saloppen Art der Besprechung von Realien, kann man das gesprochene Wort des Vortragenden hören.

Die Vorlesung ist in drei Teile gegliedert: (1.) Sprache, Text und Überlieferung des Corpus Homericum und anderer Texte; (2.) Analyse der Ilias; (3.) Das Λ der Ilias.

W. eröffnet mit einem Überblick über die Lage der Forschung, der Edition und der Interpretation der unter Homers Namen überlieferten Texte, des Hesiod und des epischen Kyklos. Das besondere Interesse liegt dabei auf der Erstellung und Sicherung der Texte, die damals zwar zum Teil abgeschlossen, zum Teil noch im Gange war, aber vieles war ungenügend und konnte den Ansprüchen W.s nicht genügen: mit zupackendem Griff und sicherem, pointiert formuliertem Urteil fährt er in den ersten Wochen der Vorlesung durch die gelehrte Arbeit und sondert für seine Hörer das Brauchbare und das Notwendige vom Eitlen und Unbrauchbaren. Es ist der Bericht eines Zeitzeugen, der alle wesentlichen Leistungen der Homerphilologie kennt, an vielen selbst beteiligt war, ja oft den Eindruck erweckt, als arbeite er gerade an einer Beurteilung der angeführten Werke. Dem Vortrag ist deutlich der Ärger anzumerken, wenn Ausgaben oder Studien nicht der Dichtung, der – aus analytischer Sicht – Heraussonderung der unversehrten Schönheit der Dichtung dienen, sondern lebloser Selbstzweck bleiben. Die kurzen Kommentare zu einzelnen Homer-Arbeiten und zu deren Verfassern, besonders die durchgehend negative Bewertung F. A. Wolfs, dessen Ansichten, so W., erst durch G. Hermann auf eine eigentliche wissenschaftliche Grundlage gestellt wurden, sind mit den ausführlichen Erläuterungen und Nachweisungen aller zitierten Arbeiten durch den Hg. erst verwertbar gemacht; denn man weiß heute freilich nicht mehr, was damals wohl auch den Hörern vertraut gewesen sein muss. Der mitschreibende Student jedenfalls hat sich in diesem Teil der Vorlesung bezeichnenderweise auf Schlagworte oder das Notieren besonders prägnanter Urteile beschränkt (man merkt aber deutlich, dass er sehr bemüht war, auch Autoren zu vermerken, deren Namen oder Arbeiten ihm nicht geläufig waren!). Aus heutiger

Sicht, als Abriss der gelehrten Beschäftigung mit der Dichtung, der Sprache und auch den Quellen Homers, ist der folgende lange Abschnitt über die Behandlung der Epentexte durch Grammatiker des Altertums von großem Interesse, als Teil einer Vorlesung freilich befremdlich: Dutzende von Namen, für Zenodot und Aristarch eine Reihe von Lesarten und deren Begründung, von anderen sehr knappe Charakterisierungen sehr spärlich erhaltener Reste von Informationen hatten wohl suo tempore ihre Bedeutung, als – wie D. genau und mit aller Akribie an Hand der Originalpublikationen nachweist – die Sammlung und Aufarbeitung der Scholientexte und die in diesen verborgenen Zuweisungen an einzelne Homeristen gerade geleistet und von W. entscheidend mitgetragen wurde; als Inhalt einer Vorlesung wirkt dies heute weniger geeignet (wurde auch geprüft, welcher Grammatiker von welchen anderen abhängig war?), und der mitschreibende Student hat sein Möglichstes getan (dennoch konnte vieles erst von D. verifiziert werden). W. gibt damit aber einen direkten Einblick in seine Werkstatt: es ist nicht zu verkennen, dass er gerade intensiv mit diesen Dingen beschäftigt war (Mitarbeit an der Athenaios-Ausgabe von Georg Kaibel, Leipzig 1887–1890, vgl. 217 Anm. 593).

W. stellt die Zweiteilung des Λ der Ilias in den Mittelpunkt seiner exemplarischen Darstellung der Homerischen Dichtung, eben jenes Buches, das Wolfgang S c h a d e w a l d t dann genau 50 Jahre später in der Nachfolge von und in Auseinandersetzung mit W. zum Angelpunkt der Begründung einer einheitlichen Konzeption der Ilias machen sollte. (Der direkte Zugang zur Stimmung und Diktion der analytischen Homerinterpretation, den die Vorlesung nunmehr bietet, ermöglicht auch eine ungefähre Vorstellung von der intellektuellen Umwelt, in der S c h a d e w a l d t seine Interpretation ausgearbeitet hat, und zeigt auch die begrenzte Enge, gegen die er sich gestellt hat!) Die detaillierte Interpretation beginnt mit Λ 401, dem Monolog des allein gebliebenen Odysseus, und führt Vers für Vers, zunächst mit Erklärung einzelner Wörter und Hinweisen zur Übersetzung und mit sachlichen Erläuterungen, dann aber stets wertend, billigend und verwerfend, durch das Λ , das W. als besonders schönes Stück homerischer Poesie gilt. Dies ist eine Bereicherung der Kenntnis der Dichtung und auch der Entwicklung der Homer-Interpretation. Denn gegenüber der späteren Darstellung in ‚Die Ilias und Homer‘ – der zeitliche Abstand, der uns heute von diesem Buch trennt, ist derselbe, der zwischen den ‚Prolegomena‘ W o l f s und der Vorlesung von W. lag – kann man hier das Vorgehen der alten Analyse in der Hand dessen, der sie wohl am besten beherrscht hat, ungeglättet und im allmählichen Werden und Werten sehen – und die direkte, oft raue und impulsive Argumentation lässt aus heutiger Sicht erahnen, was das Anliegen und die Methode des Interpreten gewesen sein mochte. Umso mehr erscheint es unverständlich, wie man so viel Kunstfertigkeit, Scharfsinn und überlegene Kenntnis des Ganzen auf derart kleinliches Rechnen anwenden konnte, wie es niemand in einem anderen Literaturwerk anzuwenden auch nur versuchen würde! Es muss die vermeintliche Freiheit gewesen sein, zu der man sich Texten gegenüber berechtigt fühlte, deren Verfasser man nicht genau ausmachen konnte – die Bedingungen der Entstehung des Epos waren ja gut bekannt –, die den Homerertext nicht als Literaturwerk, sondern als Textmaterial ansehen ließ, und – man kann sich des Eindrucks nicht erwehren – letztlich Freude am dadurch ermöglichten intellektuellen Spiel. Es ist sehr schwer zu glauben, dass W. sich über dessen Natur im Unklaren sein konnte!

Zum sehr brauchbaren Arbeitsinstrument wird das Buch durch die umfassenden Erklärungen des Hg.: die einleitenden Bemerkungen über den Vortragenden W. und seine Art des Vortrags, die detaillierten Nachweise in den Kommentaren des Hg., besonders die genauen Vergleiche mit späteren Publikationen W.s, vor allem dem Ilias-Buch von 1916, die ausführlichen Register und Literaturangaben, aus historischer Sicht aufgeteilt in die Werke, die jeweils W. und dann dem Hg. zur Verfügung standen. Die Erklärungen des Hg. sind außerordentlich genau gearbeitet und vervollständigen sowohl das, was in einer mündlichen Vorlesung naturgemäß offen bleibt oder ungenau angeführt ist, verbessern die Hör- und Schreib-

fehler des Mitschreibenden A. Z ü r i c h e r, und breiten in manchen Fällen noch zusätzliche und weiterführende Gelehrsamkeit aus. Manchmal scheint mir freilich die Genauigkeit ein wenig übertrieben, wenn etwa in der Einleitung und im Kommentar, zum Teil mehrfach, auf Verschreibungen und Verwechslungen mit langen Beispielreihen eingegangen wird; in diesen Fällen wäre eine stillschweigende oder in einem Anhang dokumentierte Verbesserung angebracht, entsprechend der (von D. zitierten, 93 Anm. 2) Bemerkung von W. über die damals ganz neuen Prinzipien der Editionstechnik von Papyri: „denn die orthographischen Fehler, deren sich einer der Schreiber schuldig gemacht hat, zu verewigen ist schlechthin sinnlos“ (Erinnerungen 224).

Ergänzungen: S. 81 Anm. 24: der Text von Ed. S c h w a r t z, 1923 in einer bibliophilen Prachtausgabe der Bremer Presse veröffentlicht und damit der Homerforschung weitestgehend entzogen, wurde in den 1950er Jahren in einer von Bruno S n e l l überarbeiteten zweisprachigen Ausgabe (Text von S c h w a r t z, Übersetzung von J.H. V o ß) im Tempel Verlag neu herausgebracht und ist seit 1994, nachgedruckt zuerst im Weltbild Verlag, Augsburg, in verschiedenen weiteren Nachdrucken verbreitet. – S. 142 sagt W. bei der Besprechung der Ausgabe und Kommentare zur Odyssee: „Interessant ist die Ausgabe der Odyssee von Paul Cauer.“ Sie ist zuerst in zwei Bänden in Leipzig 1886/1887 erschienen (war also zur Zeit der Vorlesung ganz neu) und wird an österreichischen Gymnasien noch heute als Schulausgabe verwendet (die Paginierung der ursprünglichen beiden Bände blieb bis 2002 erhalten, die Auflagen wurden nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr gezählt); der Text ist jetzt mit C a u e r s Ilias in einem Band vereinigt: Homer. Ilias und Odyssee, mit einer Einleitung von Herbert B a n n e r t, Wien: ÖBV&HPT Verlagsgesellschaft 2002. LXXI, 936 S. Abb. – Zu Paul C a u e r (1854–1921): D. 142 Anm. 193.

W. ist, und das haben auch die Zeitgenossen bei aller Kritik wohl immer anerkannt, als Gelehrter und Philologe überlegen und unbekümmert, ganz der Sache, der Erklärung und Auslegung der Texte verpflichtet, und seine Wirkung war außerordentlich, wenn auch – oder gerade weil – vieles nicht zusammen stimmt: der preußische Adelige, der Gelehrter wird in einer Zeit, da die Professoren ausschließlich aus dem Bürgertum kommen; seine Vorurteile und seine Irrtümer, die er freimütig einbekennte und korrigierte, und die oft dennoch – auch anderen – eine richtige Spur weisen; seine unübersehbar vielen Publikationen, doch kein eigentliches Hauptwerk (er selbst hat den ‚Herakles‘, oder dessen ersten Band ‚Einleitung in die griechische Tragödie‘, als sein Hauptwerk angesehen, konnte es aber trotz vieler Auflagen nie in der eigentlich geplanten Weise ausführen); sein radikaler Fortschrittssinn, der letztlich aus einem überbetonten Konservativismus kam. Was er als Lehrer und Vortragender gewesen ist, war bislang nur aus Beschreibungen ehemaliger Hörer und aus Erinnerungen und Anekdoten bekannt. Das brüchige Bild einer echten Vorlesung kann man in diesem Band betrachten und daraus Nutzen ziehen, für die Kenntnis des Homer und der Geschichte der Interpretation ebenso wie für die des Universitätsbetriebes in einer fernen Zeit. Weiteres ist vorhanden und wartet auf Auswertung: eine von W.A. S c h r ö d e r zusammengestellte Liste der bekannten 27 Mitschriften von Vorlesungen, darunter auch solche der Söhne Tycho und Hermann von W i l a m o w i t z, machen die langen Schatten sichtbar, die das Wirken des Junkers aus Gut Markowitz in Kujawien bis in unsere Zeit wirft.

Herbert Bannert

Ernst H e i t s c h, Altes und Neues zur Ilias. Überlegungen zur Genese des Werkes. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2006. 34 S. (Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse. 2006 Nr. 3.) ISBN 3-515-08884-9 ISSN 0002-2977

Diese Erinnerung an alte und neue homerische Problemata, zu denen H. zumeist selbst schon Stellung genommen hat (zusammengestellt in seinen Gesammelten Schriften I. Zum frühgriechischen Epos, München-Leipzig 2001, dazu WSt 116 [2003], 291/292), ist von grundsätzlicher Bedeutung. Es sollen daher die zumeist prägnant formulierten Argumente nachgezeichnet werden.

Es sind zunächst die eigentlichen Homer-Problemata: der Auszug der Troer, von Zeus via Iris-Polites veranlasst (2, 796ff.), gehört an den Beginn des Kampfes und nicht in das 10. Jahr, ebenso wenig der folgende Zweikampf der Hauptkontrahenten, die Mauerschau, ebenso wenig die Kataloge mit den Aufgeboten der Griechen und Troer, auch nicht der Bau von Mauer und Graben. Es folgen Beobachtungen zu der offenbar verschieden gewichteten Beurteilung eines Kampfes in der Ilias: während im 7. Buch, beim Zweikampf Hektor-Aias, die Möglichkeit eines unentschiedenen Ausgangs schon vorher von namenlosen Achaiern (τις-Rede, 7, 202–205) ausschließlich dem Ermessen des Zeus zugewiesen wird, der Kampf dann tatsächlich unentschieden bleibt, weil die Nacht kommt (7, 282), und Zeus als der Verursacher des Unentschieden von Idaios ausdrücklich genannt wird (7, 280, so richtig!), räsoniert im 20. Buch Aineias über die ungleichen Chancen, die einer hat, der gegen den immer von Göttern unterstützten Achill kämpft (20, 97–102). Dies ist richtig, doch gibt Apollon dem Aineias auch gleich zur Antwort, Achill stamme ja von einer geringeren Göttin ab als Aineias selbst, er solle sich also nur anstrengen (20, 178ff.), und es darf auch nicht übersehen werden, dass die Vorstellung, Zeus ‚spanne die Schlacht ins Gleiche‘, ‚gebe einer Seite mehr Sieg‘, um einen Ausgleich zu schaffen, das Epos durchzieht und wohl nicht verschiedenen Zeitstufen der Entstehung zugewiesen werden kann: Die Waage ist ein Bild, einfach ein Bild für den Gleichstand; ein Bild kann eine Aussage begleiten, aber nicht ersetzen.

Es folgt eines der Hauptanliegen H.s, die Datierung der Ilias nach der Beschreibung des Baus und der Zerstörung von Graben und Mauer: diese, so meint H., sind als Befestigungsmaßnahmen zu Beginn der Belagerung selbstverständlich und müssen nicht erwähnt werden (man könnte freilich einwenden, dass auch die Rüstung zum Kampf selbstverständlich ist und nicht eigens beschrieben werden müsste ...). Doch es geschieht, und es geschieht nur, um die Zerstörung des Baus berichten zu können, denn mit der Zerstörung durch das Zusammenlegen von acht Flüssen (12, 10–33) holt der Dichter eine Information über die Zerstörung Babylons durch die Assyrer im Jahr 689 v. Chr. in seine Erzählung. Damit wäre ein Anhaltspunkt zur Datierung der Ilias gewonnen. Es wäre. Denn die Zerstörung der Mauer mit großem Aufwand – von Apollon heißt es bekanntlich später, er habe die Mauer zerstört wie ein Kind eine Sandburg (15, 361f.) – ist doch wohl in erster Linie den zornigen Göttern angemessen, die acht Flüsse, vom Idagebirge her kommend, zusammenlegen und neun Tage strömen lassen (12, 25) – und dazu lässt es Zeus noch regnen und regnen und regnen. Dieser gewaltige Götteraufwand im 12. Gesang ist, ebenso wie die unerhörte Leichtigkeit, mit der Apollon im 15. Gesang vorgeht, also in erster Linie ein Typus homerischer Darstellung; wenn man das hört, denkt man in erster Linie wohl an das Wollen der Götter, und erst dann vielleicht auch an ein konkretes historisches Ereignis. Aktuelle Ereignisse – die Zuhörer wollen ja immer das Neueste hören! – können im Text gespiegelt erscheinen. Ein sicherer Terminus post quem, noch dazu für die ganze Ilias, ist dies nicht (16).

Ein weiterer Abschnitt behandelt das Verhältnis von Ilias und Aithiopsis, und H. hält, wie M. L. West u. a., die Priorität der Ilias für gegeben, denkt sich aber gegenseitigen Einfluss, wenn man annimmt, dass die Zusammenstellung der Ilias ein Lebenswerk des Dichters gewesen ist und mehrere Jahrzehnte gedauert hat. H. ist überzeugt, dass die Ilias mit der Konstellation Patroklos-Hektor-Achill älter ist als die Aithiopsis mit Antilochos-Memnon-Achill, dass aber andererseits einiges aus der jüngeren Aithiopsis auf die Ilias eingewirkt hat: das Motiv von Zeus mit der Schicksalswaage, die Verwundung des dritten Pferdes (παρήφορος,

8,69–74; 8,78–171, beides Rhapsodeneinlagen, die bekannte Highlights aus der Aithiopsis ungeschickt in die Ilias einfügen; 16,466–476; 22,209–213, die Schicksalswaage vor Hektors Tod). Und als Fazit schreibt H. (11): „Offensichtlich begegnet er (der Dichter) älteren Texten, die er verwendet, mit größter Pietät. Im übrigen aber können solche übernommenen Texte natürlich auch seine eigenen sein.“

Herbert Bannert

Christos C. Tsagalīs, *Epic Grief. Personal Laments in Homer's Iliad*. Berlin-New York: Walter de Gruyter 2004. X, 231 S. (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte. 70.) ISBN 3-11-017944-X

Das Buch bietet eine präzise, auf bester Kenntnis des Homertexts und der Homerforschung basierende Untersuchung der formalen Totenklagen in der Ilias (γόος, im Gegensatz zum nicht verbalisierten θρήνος): zwölf Reden verschiedener Sprecher für verschiedene Opfer, darunter einen ‚vorweggenommenen‘ Toten (Andromaches Rede an Hektor in Il. 6), einen Ersatz-Toten (Klage der Thetis um Patroklos statt Achill) und einen Pseudo-Toten (Agamemnon an den verwundeten Menelaos in Il. 4). Ts. erschließt Form, Struktur und Funktion der Kleinform durch eine exakte Typologie der wiederkehrenden Elemente (Anrede, Gemeinsamkeit des Schicksals, Todeswunsch des Sprechers, ‚Einst und Jetzt‘, dreigeteilte Struktur, Ringkomposition) und die Einbettung in den narrativen Kontext durch spezifische Rede-, Einleitungs- und Abschlussformeln (fast immer mit der Nennung eines ‚Chores‘ von Mitklagenden). Damit erhalten wir eine erschöpfende Übersicht über die Anwendung des Formelements γόος in der Ilias.

Erhellend ist der Vergleich mit den ‚Kurzen Nachrufen‘ (‚Short Obituaries‘, Appendix II): Wo der Erzähler auf die Wiedergabe von Klagereden verzichtet und den Tod eines ‚Kleinen Kämpfers‘ selbst kommentiert, finden wir weitgehend dieselben Motive wie in den Klagereden. Obwohl diese Nachrufe distanzierter und weniger pathetisch wirken als die stark emotionalen Klagereden, erzeugt gerade die lakonische Ausdrucksweise, nur gelegentlich bereichert durch ein Gleichnis, ähnliches Pathos.

Die Frucht der Typologie liegt in der Interpretation konkreter Textpassagen (Kap. 5, „Intratextual Readings“): Ts. analysiert Bezugnahmen und Verflechtungen einzelner Klagereden innerhalb der Ilias, wobei er sich mit kluger Argumentation von einer dogmatischen Auffassung von Formelhaftigkeit distanziert und auch solche Wiederholungen als funktional interpretiert, die ‚nur‘ formelhaft sind. Hier ermöglicht die präzise typologische Betrachtungsweise weitere gute Einsichten zu Details: Die Totenklage der Briseis für Patroklos im 19. Gesang tritt an die Stelle eines morphologisch und formal ähnlichen Hymenaios bei der Hochzeit von Achilleus und Briseis, die durch eben diesen Tod des Patroklos verhindert wurde (82–87). – Helena ersetzt in ihrer Totenklage für Hektor (24. Gesang) die sonst für sie charakteristische Selbstanklage durch eine Anklage der Trojaner. Zusätzlich zu expliziten Aussagen in der Rede unterstreicht das, dass der Verlust Hektors für Helena zur endgültigen Isolation führt, die die absolute Katastrophe vorwegnimmt (100ff.). – In Agamemnon's Pseudo-Totenklage auf Menelaos nach dem Pandaros-Schuss im 4. Gesang verkehrt der anonyme Trojaner die traditionelle Grabreden-Phraseologie in ihr Gegenteil: Statt Lob auf den Verstorbenen gibt es Spott für den Trauernden. Die *laudatio funebris* besteht somit im Eigen-Tadel Agamemnon's für seine Schuld am Verlust des ἀγαθὸς Μενέλαος (115–117).

Wichtig und neu erscheinen mir auch die Ausführungen zur Stützung der Authentizität des strategischen Vorschlags in Andromaches Rede an Hektor im 6. Gesang (433–439): Die Verse lassen sich als Anspielung auf den Mythos auffassen, wonach Aiakos beim Bau der Mauern von Troia mithalf, so dass der von ihm und nicht von den Göttern erbaute Teil auch

von Menschenhand zerstört werden konnte (Pind. O. 8, 31–46, mit Schol.); vor allem würde Hektors Antwort, πόλεμος δ' ἄνδρεςσι μελήσει (492), ohne Andromaches strategischen Vorschlag ins Leere zielen.

Georg Danek

The Cambridge Companion to Homer. Edited by Robert Fowler. Cambridge: Cambridge University Press 2004. XX, 419 S. ISBN 0-521-81302-6 (hardback) 0-521-01246-5 (paperback)

Der Companion soll als Einführung in die wichtigsten Aspekten der Homerforschung und Homerkritik für Studenten vor allem im englischsprachigen System dienen. Er behandelt die Epen als literarische Gebilde, ihre Stellung in der Tradition und gesellschaftliche Aspekte, während der im deutschen Sprachraum intensiv diskutierte altertumskundliche Aspekt (‚Homer und die Geschichte‘) in einem einzigen Kapitel gestreift wird (R. Osborne, ‚Homer’s society‘). Die einzelnen Kapitel verstehen sich nicht als Wiedergabe des aktuellen Forschungsstands, sondern als Erkundung relevanter Gesichtspunkte. So findet sich kein Aufbauplan von Ilias oder Odyssee, sondern zwei pointierte Analysen der Erzählabsichten (D. Lateiner zur Ilias; M. Silk zur Odyssee) und eine brillante Kurzanalyse des homerischen Erzählers in seinem Verhältnis zum Vorwissen des Publikums (R. Scodel). Auch sonst ist der Erzähltechnik breiter Raum gewidmet: M. Clark zu ‚Formulas, metre and type-scenes‘, R. Buxton zu ‚Similes and other likenesses‘, J. Griffin zu den Reden Homers. E. Kearns betont die metaphorische Qualität der Götter, M. Clarke beleuchtet ‚Manhood and heroism‘, N. Felson und L. Slatkin bringen die Kategorie ‚gender‘ ein. Das Verhältnis der Epen zu ihrer Tradition wird von J. M. Foley und K. Dowden skizziert und steht im Zentrum des Interesses von R. Fowler, der in der ‚Introduction‘ und im Kapitel ‚The Homeric Question‘ herausstellt, wie zentral dieser Fragenkomplex für das Verständnis der Epen ist (‚The whole question of archaic intertextuality needs further work, and could throw much light on the character of these texts at the time of their recording‘, 230). Die einzelnen Kapitel in lebendigem Stil bieten hohes Lesevergnügen, fordern aber auch Spezialisten zur Diskussion heraus. Die Bedeutung Homers wird durch etliche Kapitel zur Nachwirkung bis in die (englischsprachige) Gegenwart abgerundet. Wer sich für die homerischen Epen als Teil der Weltliteratur interessiert, erhält mit diesem Band eine informative und gut lesbare Einführung.

Georg Danek

Elena Pallantza, Der Troische Krieg in der nachhomerischen Literatur bis zum 5. Jahrhundert v. Chr. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2005. 349 S. (Hermes Einzelschriften. 94.) ISBN 3-515-08679-X

Das Thema des Buchs (ursprünglich eine Dissertation bei Wolfgang Kullmann von 1996) scheint viel behandelt, doch liegt überraschender Weise eine entsprechende Zusammenschau nicht vor. P. berücksichtigt nur Autoren und Texte, ‚die den Troischen Krieg entweder selbst als Ganzes in den Blick fassen oder durch Anspielungen evozieren‘ (14), und schließt Pindar und Bakchylides von der Betrachtung aus, die sich nur für die heroischen Karrieren einzelner Troiakämpfer interessierten, während ‚der Troische Krieg selbst kein Thema [sei]‘ (15). Diese Einschätzung stimmt nur bedingt. So hat Bakchylides im Antenoriden-Dithyrambos die Problematik des gesamten Krieges evoziert und in zeitgenössische Kategorien ‚übersetzt‘. Andererseits war es notwendig, das umfangreiche Thema einzuschränken. Die getroffene Auswahl (Alkaios, Sappho, Stesichoros, Herodot, Thukydides und die Tragiker) ver-

mittelt tatsächlich einen repräsentativen Überblick zum Thema: der Troische Krieg als Teil der *mémoire collective*.

Die Stärke der Arbeit liegt in Einzelinterpretationen. Gleich mit dem ersten behandelten Text gibt P. eine spektakuläre Neuinterpretation von Alkaios, fr. 42 V, das meist unter dem Titel ‚Thetis und Helena‘ zitiert wird. P. setzt den Fokus stattdessen auf Achilleus und Paris und sieht eine Bezugnahme auf die aktuelle Situation auf Lesbos: Pittakos gilt wie Paris als Eidbrecher und hat wie dieser eine ‚falsche‘ Ehe geschlossen. Ein spezifischer Ausschnitt des Mythos gewinnt also mit Blick auf die nicht ausgesprochenen Elemente des Gesamt-Mythos seine Bedeutung für die aktuelle Situation.

Die ‚Übersetzung‘ des Mythos in die gesellschaftliche, politische oder religiöse Situation des Vortrags und damit seine Vereinnahmung ist laut P. auch für Sappho und Stesichoros (vor allem die Palinodie) zentral. Bei den Historikern steht hingegen die rationalistische Umdeutung der Texte Homers im Vordergrund. Herodot wendet sein religiöses Deutungsmuster der Geschichte (Hybris und göttliche Bestrafung) auch auf den Troischen Krieg an; für Thukydides ist der Mythos ein Paradeigma für den zeitgenössischen Machtdiskurs.

Auch in der Tragödie „gibt der Troische Krieg den Schauplatz ab, um aktuelle Probleme zu thematisieren“. P. gliedert die Besprechung hier nicht nach den einzelnen Stücken, sondern nach Motivgruppen (Ruhm, Leid, Gerechtigkeit, Hybris, Polis und Freundschaft), arbeitet aber auch so die spezifischen Unterschiede zwischen den drei Tragikern gut heraus. Die in diesem Buch vermittelte Zusammenschau demonstriert eindrucksvoll, wie die Autorität des wichtigsten griechischen Mythos es ermöglicht hat, ihn immer aufs Neue für aktuelle Problemstellungen zu funktionalisieren.

Georg Danek

Jörg R ü p k e, *Von Göttern und Menschen erzählen. Formkonstanzen und Funktionswandel vormoderner Epik*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2001. 200 S. (PAwB: Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge. 4.) ISBN 3-515-07851-7

Die Beiträge des Bandes, die auf in Tübingen und Potsdam gehaltene Vorträge zurückgehen, sind ausgerichtet auf den gesellschaftlichen und literarischen Ort epischer Dichtung in überwiegend lateinischsprachigen Gesellschaften, „von Rom als Metropole in der hellenistisch-römischen Mittelmeerwelt, über die römisch-christliche Spätantike bis hin zu den Höfen des frühneuzeitlichen Mitteleuropa“ (9). Im Sinne einer ‚Funktionsgeschichte der epischen Form‘ stehen die Produktions- und Rezeptionsverhältnisse epischer Dichtung im Zentrum des Interesses, allerdings der epischen Dichtung einer Zeit, in der diese seit langem eine Kunstform geworden war und dennoch stets die Epen Homers, wenigstens als Gattungsziel, im Hintergrund standen.

Den Anfang macht ein Blick in die Vorgeschichte des Erzählens: Beate P o n g r a t z - L e i s t e n, ‚Überlegungen zum Epos in Mesopotamien am Beispiel der Kutha-Legende‘, legt es darauf an zu zeigen, dass der Begriff ‚des Epenhaften‘ auf die altorientalischen Texte nur mit genauer Differenzierung angewendet werden kann, denn die Quellen, Königsinschriften und historische Texte, haben eigene Erzählperspektiven; die beigefügte Übersetzung der sog. Kutha-Legende erlaubt es, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zum griechisch-römischen Erzählen zu erkennen. – Jörg R ü p k e, ‚Kulturtransfer als Rekodierung: Zum literaturgeschichtlichen und sozialen Ort der frühen römischen Epik‘, „versucht Fragestellungen und Erkenntnisse homerischer Epenforschung auf die erhaltenen Fragmente der ersten lateinischen Epen anzuwenden.“ (10) Es ergibt sich, dass es den Rezipienten – zumeist Angehörigen der Oberschicht – im Rom des dritten und zweiten Jh. v. Chr. nicht auf Übersetzungsleistungen

ankam, sondern auf die Umgestaltung der in griechischer Sprache schriftlich vorliegenden Großepen für den Vortrag auf Banketten und Symposien. – Ernst A. S c h m i d t, ‚Vergils Aeneis als augusteische Dichtung‘, stellt in einem knappen und dennoch groß ausgreifenden Überblick zuerst Vergils Dichtung den homerischen Epen gegenüber und versucht dann, die Charakteristik des vergilischen Epos als eigentlich augusteisch herauszuarbeiten – unter der Vorgabe des Fehlens einer allgemeinen Definition für ‚das Augusteische‘. Der Beitrag beschreibt in präziser Form und klarer Sprache Gemeinsamkeiten und Differenzen in der Sicht des Epischen bei Griechen und Römern. – Karla P o l l m a n n, ‚Das lateinische Epos in der Spätantike‘, zeigt den Funktionswandel der epischen Dichtung in der Spätantike am Beispiel des mythologischen Epos (Dracontius, Medea), des (paganen) panegyrischen Epos (Claudian, De bello Gildonico), des allegorischen Epos (Prudentius, Psychomachia), des Bibeleos (Alcimus Avitus, De spiritalis historiae gestis), des hagiographischen Epos (Venantius Fortunatus, Vita S. Martini) und stellt Beispiele für die literarische Entwicklung der epischen Technik im Vergleich mit der des frühen Epos zusammen. – Den Kreis epischer Dichtungen schließt die materialreiche Studie von Heinz H o f m a n n, ‚Von Africa über Bethlehem nach America: Das Epos in der neulateinischen Literatur‘, denn die neulateinischen Epen in ihrer dem christlichen Glauben verpflichteten Welterfahrung auf der einen, den Traditionen der epischen Gattung verhafteten Sprache auf der anderen Seite erweisen sich als das gängige erzählerische Medium einer Welt, die durch höfische Kultur gekennzeichnet ist: Das Epos kehrt in die Rezeptionssituation seiner Anfänge zurück. *Herbert Bannert*

Zu Isokrates und Demosthenes

Studi sulla tradizione del testo di Isocrate. Firenze: Leo S. Olschki Editore 2003. XXIV, 332 S. 43 Tafeln (Studi e testi per il Corpus dei Papiri Filosofici Greci e Latini [STCPF]. 12.) ISBN 88-222-5280-2

Dieses Buch dokumentiert einen Kongress zur Textüberlieferung des Isokrates („La tradizione del testo di Isocrate“, 4. April 2003, Pisa), organisiert von Antonio C a r l i n i (Dipartimento di Filologia Classica, Università di Pisa) und Daniela M a n e t t i (Dipartimento di Scienze dell’Antichità „G. Pasquali“, Università di Firenze) im Zusammenhang mit den Untersuchungen im Rahmen des Corpus dei Papiri Filosofici Greci e Latini. Die Notwendigkeit einer vertieften wissenschaftlichen Debatte dieses Themas wurde seit langer Zeit festgestellt (VII), sowohl wegen einer fehlenden neuen kritischen Ausgabe (erst 2003 ist erschienen: Isocratis opera omnia, edidit B. G. M a n d i l a r a s, I–III, Bibliotheca Teubneriana), als auch aufgrund der neu entdeckten antiken Handschriften, unter denen nicht zuletzt der 1997 von K. A. W o r p und A. R i j k s b a r o n edierte Holzcodex des 4. Jh. n. Chr. aus Kellis in Ägypten zu erwähnen ist. Der vorliegende, unter der Redaktion von Marco F a s s i n o und Stefano M a r t i n e l l i T e m p e s t a veröffentlichte Sammelband (vgl. auch die Rez. von M. R. D i l t s, CW 99 [2006], 193f.), enthält neun Beiträge zu verschiedenen Aspekten der Textüberlieferung des Isokrates, die auf drei Kapitel verteilt sind: „I. La tradizione papiracea“; „II. La tradizione indiretta“; „III. La tradizione manoscritta medievale“. Vorangestellt sind die „Abbreviazioni bibliografiche“ und die „Sigla codicum“.

(I.): Im Jahre 1995 identifizierte Isabella A n d o r l i n i („Un nuovo frammento dell’«Elena» di Isocrate“, 3–6) am Istituto Papirologico «Girolamo Vitelli» in Florenz auf einem Papyrusfragment (PSI inv. 2058) unbekannter Herkunft aus dem 2./3. Jh. n. Chr. eine Isokrates-Textpassage (Helena 11); hier bietet sie die Erstedition dieses Bruchstücks (mit Abb.). – Der Beitrag von Paola P r u n e t i („Nuove datazioni di papiri isocratei“, 7–19) ist

neuen Überlegungen und Vorschlägen zur Datierung der Isokrates-Papyri PSI II 120 (Abb.: recto coll. IV–V, verso coll. I–II), PBodl MS Gr. class. d 163 (P) (Abb.) und PAlex inv. 613 gewidmet; weitere Abb.: PSI III 168; PSI XXI Congr. 6; PAmherst II 51. – Mit einer ausführlichen Analyse und Beschreibung der berühmten Londoner Papyrusrolle PLitLond 131 (inv. 132) (De pace 13–145) von Gabriella M e s s e r i („PLitLond 131: Isocrates, «De pace»“, 21–54), ergänzt durch zwei Bildtafeln der coll. XXXI und XXXII, schließt der erste Teil des Bandes. Die neue Untersuchung bestätigt erneut K e n y o n s Datierung ins Ende des 1. oder in den Anfang des 2. Jh. n. Chr.

(II.): Von den 21 Isokrates-Reden, die uns aus der direkten (antiken und mittelalterlichen) Überlieferung bekannt sind, zitiert Johannes Stobaios (5. Jh.) nur sieben. Der erste Beitrag zur indirekten Überlieferung des Isokratestextes, „Il ‘corpus’ di Isocrate nella testimonianza di Giovanni Stobeo“ (57–72) von Maddalena V a l l o z z a, behandelt diese Testimonien und zieht daraus Schlüsse hinsichtlich der Zirkulation der Isokrates-Reden. – Pasquale Massimo P i n t o („Un manoscritto di Isocrate nella «Bibliotheca» di Fozio [cap. 159]“, 73–85) analysiert die bei Photios (9. Jh.) im Kap. 159 der Bibliotheca enthaltenen Angaben über eine Sammlung der Isokrates-Werke, die im Ganzen umfangreicher ist als die Sammlungen in einzelnen erhaltenen Handschriften der zwei Überlieferungsgruppen. Es folgt eine Postilla: „Un ‘excerptum’ dal cap. 159 nel Riccardiano Gr. 12“ (86–88; Abb.: f. 27v).

(III.): Stefano M a r t i n e l l i T e m p e s t a bespricht in seinem Beitrag „Verso una nuova edizione del «Panegirico» di Isocrate“ (91–150) die vorläufigen Ergebnisse seiner Untersuchungen der handschriftlichen Überlieferung in der Vorbereitungsphase einer neuen kritischen Ausgabe des Panegyricus (mit zehn Bildtafeln der Hss.: Monac. Gr. 224, f. 142r; Mutin. Gr. 130, ff. 3r, 11r; Salmant. M 279, ff. 3v, 11v, 20v, 25r, 52v, 156r, 171r). – Marco F a s s i n o („Nuove acquisizioni sui rapporti stemmatici tra alcuni codici di Isocrate“, 151–200) untersucht die Codices Salmant. M 279, Tolet. 101-13, Vat. Gr. 936 (Abb.: ff. 1r, 2r, 183v), Ambr. O 144 sup., Par. Gr. 2930 und Vat. Urb. Gr. 111 (Abb.: f. 361v) und versucht, ihre stemmatischen Verhältnisse zu klären. – Einen analytischen Blick auf das Zitat aus De pace (§§ 25–56, 132–145) in der Antidosis-Rede gibt Stefania D e L e o („La citazione della «De pace» nell’«Antidosis»“, 201–248); vgl. das im Folgenden angezeigte Buch von P. M. P i n t o. – Die «Vita» anonima, eine Eröffnungsschrift des Corpus, und ihre Textüberlieferung stehen im Mittelpunkt des letzten Beitrages der Sammlung, „Gli scritti d’apertura del ‘corpus’ isocrateo tra tarda antichità e medioevo“ (249–328) von Mariella M e n c h e l l i, mit 10 Bildtafeln (Laur. Plut. 59.37, ff. 1r, 1v; Salmant. M 279, ff. 1r, 7v, 8r; Vat. Gr. 1383, f. 201r; Laur. Plut. 55.7, f. 282v; Stadtbibliothek Schaffhausen, Ms. Gr. 34, ff. 4r, 11r, 21r).

Der Band zeigt deutlich, dass das Studium der reichen Isokrates-Textüberlieferung eine Renaissance erlebt, aber viele Fragen noch nicht geklärt sind. Eine ähnliche Entwicklung können wir uns auch für andere Autoren wünschen.

Jana Grusková

Pasquale Massimo P i n t o, Per la storia del testo di Isocrate. La testimonianza d’autore. Bari: Edizioni Dedalo 2003. 216 S. (Paradosis. 6.) ISBN 88-220-5806-2.

Das vorliegende Buch bietet eine systematische und sehr kompetente Analyse einiger für die Geschichte des Isokrates-Textes relevanter Aspekte: „Il presente lavoro vuole riconsiderare i problemi connessi con le vicende della trasmissione e con la storia editoriale del discorso *Sullo scambio*.“ (13). Die Antidosis-Rede des Isokrates (Περὶ τῆς ἀντιδόσεως, s. S. 1–14) ist eine nicht gehaltene, fiktive Gerichtsrede, die der Redner 354/353 v. Chr. verfasste (dazu 5 Anm. 2), ein autobiographisches Alterswerk, in dem Isokrates gegen die Anklage u. a. wegen

seines verderblichen Einflusses auf die Jugend sein Leben, seinen Charakter und die Grundlagen seines Bildungskonzepts der athenischen Öffentlichkeit in enkomiastischen Tönen in aller Ausführlichkeit darstellt. Durch ihren autobiographisch-historischen Wert ist diese Rede ein sehr interessantes Dokument der Literatur des 4. Jh. v. Chr. (10). Vor Gericht basiert die Verteidigung in der Regel auf der Vorlage von Beweisdokumenten; analog dazu zitiert hier Isokrates als Beweismaterial eine Reihe von längeren Textpassagen aus seinen früheren Reden: Panegyricus 51–99, De pace 25–56, 132–145, Ad Nicoclem 14–39, In sophistas 14–18 (6). Da es sich um einen literarischen, für individuelle Lektüre oder für den Vortrag vor einem begrenzten Publikum bestimmten Text handelt, sind diese umfangreichen Selbstzitate aus den bereits veröffentlichten Werken auch aus der Perspektive der Textüberlieferung relevant (7). Sie erlauben uns „il lavoro di lettura, selezione, adattamento e, infine, copiatura svoltosi a monte nell'entourage isocrateo“ (11) zu erkennen, und dokumentieren eine sehr alte – vor die philologischen Bemühungen der Alexandriner zurückreichende – Etappe der Textüberlieferung, in der der Text noch vom Autor selbst überprüft wurde, was sie zu einem für die Rekonstruktion der Überlieferungsgeschichte interessanten Untersuchungsobjekt macht (12). Lange Zeit wurde dies nicht erkannt, da die Antidosis-Rede für Jahrhunderte nur in verstümmelter Form gelesen werden konnte: die Mehrheit der Handschriften wies nämlich eine den heutigen §§ 72–309 entsprechende Lacuna auf. Erst 1812 brachte Andreas Mustoxydes zwei vollständige Textzeugen ans Licht, Cod. Ambr. O 144 sup. und Cod. Laur. plut. 87.14; diese bildeten dann die Grundlage für die erste vollständige Edition des Textes (Mailand 1812). Zehn Jahre später entdeckte Immanuel Bekker zwei weitere vollständige Codices, Cod. Vat. gr. 936, und vor allem den ältesten, seit der Bekkerschen Ausgabe (1823) als codex optimus angesehenen mittelalterlichen Zeugen des Isokrates-Textes, Cod. Vat. Urb. gr. 111. Da aber dieser maßgebliche Codex von den Zitaten aus Panegyricus, De pace und Ad Nicoclem immer nur die ersten und die letzten Zeilen enthält, gaben die späteren Editoren, seiner Autorität folgend, diese gekürzte Redaktion unkritisch wieder. Infolgedessen wurden die Zitate in den Editionen des 19. und 20. Jh. systematisch aus dem Text eliminiert und durch einen Verweis auf die Originalreden ersetzt (12), obwohl man gelegentlich auf die Notwendigkeit ihrer Wiedereingliederung in den Text hingewiesen hat (13). Nun hat P. alle relevanten Daten zu den antiken, mittelalterlichen und Humanisten-Handschriften und auch zu den Quellen der indirekten Überlieferung dieser Rede gesammelt und untersucht (13).

Im ersten Kapitel – „Sulla tradizione manoscritta di Isocrate“ – gibt P. einen sehr guten Überblick über die Forschungslage zur handschriftlichen Überlieferung des Isokrates. Das zweite Kapitel – „La tradizione del discorso *Sullo scambio*“ – ist der Beschreibung und Analyse einzelner Textzeugen und Testimonien wie auch späteren Untersuchungen der Rede gewidmet: (1.) „I testimoni del discorso“: „Papiiri“, darunter P. Princ. III 113, PL inv. III/273E, P. Oxy. XLV 3233, P. Oxy. I 27 + PL inv. III/870; „Manoscritti medievali e umanistici“, darunter Vat. Pal. gr. 135, Vat. Urb. gr. 111, Vat. Urb. gr. 112, Vat. gr. 65, Vat. gr. 936, Laur. Conv. soppr. 84, Laur. plut. 58.12, Laur. plut. 58.14, Laur. plut. 59.24, Laur. plut. 87.14, Leiden Scal. gr. 29, Ambr. O 144 sup., Par. gr. 2930, Par. gr. 2931, Par. gr. 2991, Marc. gr. 415 (coll. 859), Vind. phil. gr. 3; (2.) „La tradizione indiretta e le testimonianze antiche“; (3.) „Ricerche e recuperi di età moderna“. Im dritten Kapitel – „Le citazioni nei manoscritti“ – untersucht P. zwei Textzeugen genauer wegen ihrer Relevanz hinsichtlich der Überlieferung: P. Oxy. XLV 3233 und Cod. Vat. Urb. gr. 111, und auch die „Dispositivi grafico-testuali“ der Zitate in den erhaltenen Handschriften.

Funktion und Aussagewert der Zitate im neuen Kontext werden im vierten Kapitel – „Una lettura d'autore“ – in einer präzisen inhaltlichen Interpretation erschlossen, mit einer Analyse der wichtigsten Passagen, in denen Isokrates seine Zitate präsentiert und kommentiert: (1.) „Autenticità e ruolo delle citazioni“; (2.) „La presentazione degli estratti“. Ein Abschnitt –

(3.) „Ricezione e imitazioni“ – ist dabei der Rezeption und den späteren Imitationen gewidmet: Dionysios von Halikarnassos; Plutarchos; Ailios Aristeides; Apuleius; Photios.

Im letzten Kapitel – „Autocitazioni e riedizione d'autore“ – werden die deutlichsten Unterschiede zwischen den zitierten Passagen und den Reden, aus denen sie genommen wurden, besprochen; Ausmaß und Charakter einiger dieser Unterschiede kann man dabei schwerlich auf eine andere Hand als diejenige des Autors zurückführen: (1.) „Seconde edizioni' nel IV secolo a. C.“; (2.) „Autocitazioni e problemi testuali“.

Fünf Bildtafeln veranschaulichen einige der besprochenen Textzeugen (P. Oxy. XLV 3233; Cod. Vat. Urb. gr. 111, ff. 310v und 311r; Cod. Laur. plut. 87.14, f. 107r; Cod. Marc. gr. 415, f. 150v). Eine Appendix („Papiri di Isocrate: un aggiornamento“), ein Verzeichnis mehrfach zitierter Literatur und drei Indices beschließen die Untersuchung.

P.s Buch bietet einen wertvollen und fundierten Einblick sowohl in einzelne Aspekte der isokrateischen Selbstzitate in der Antidosis-Rede als auch in viele wichtige Fragen der Textüberlieferung des Redners. Die hohe Kompetenz des Autors zu diesem Thema und die Relevanz der vorgelegten Ergebnisse und Beobachtungen lässt sich am besten an der Resonanz des Buches bei den späteren Forschern verifizieren (vgl. den oben besprochenen Band). Man findet hier zahlreiche Anregungen für die weitere Isokrates-Forschung.

Jana Grusková

Ευάγγελος Β. Αλεξίου, Ισοκράτης, Εὐαγόρας. Ερμηνευτική έκδοση. Θεσσαλονίκη: University Studio Press 2005. 261 S. ISBN 960-12-1412-7

Die Forschung hat in den letzten Jahrhunderten zu Isokrates allmählich neue Zugänge gefunden. Seine rhetorische Terminologie, sein Verhältnis zur Philosophie, seine Ideen und ihre Rezeption, und nicht zuletzt die Überlieferung seiner Texte wurden untersucht und systematisch bearbeitet. A. hat sich bereits bei der ersten von ihm verfassten Isokrates-Monographie ‚Ruhm und Ehre. Studien zu Begriffen, Werten und Motivierungen bei Isokrates‘ (Heidelberg: Winter 1995; dazu W. Stockert, WSt 112 [1999], 235), und dann durch mehrere Aufsätze zu Einzelaspekten der Isokrates-Forschung als ein fundierter Kenner dieses Autors und der mit ihm verbundenen Problematik erwiesen. Dasselbe gilt für die vorliegende kommentierte Edition des Euagoras, der eine neugriechische Übersetzung zur Seite tritt.

Die ausführliche Einleitung ist in Kapitel mit folgenden Überschriften gegliedert: (1.) Η εξέλιξη της έντεχνης ρητορικής, (2.) Η λόγων παιδεία και οι ισοκρατικές σπουδές; (3.) Η φιλοδοξία του Ισοκράτη και το ρητορικό εγκώμιο; (4.) Ο Εὐαγόρας: προϋποθέσεις και καταβολές, (5.) Χρονολόγηση και διάρθρωση, (6.) Εγκώμιο – Βιογραφία, (7.) Η χειρόγραφη παράδοση – Κριτικές παρατηρήσεις – Συγκριτικός πίνακας γραφών. Vorangestellt sind ein Vorwort und ein reiches Literaturverzeichnis. Darauf folgt die Rede mit der neugriechischen Parallelübersetzung und ein umfangreicher Kommentar. Ein Autorenquellen-Index und ein Namens-, Begriffs- und Themen-Index schließen das Ganze ab.

Im griechischen Text stützt sich A. auf die jüngst erschienene kritische Isokrates-Ausgabe von B. G. Mandilaras (2003), berücksichtigt aber auch andere Ausgaben und das dort vorhandene handschriftliche Material und versucht, zur Lösung einzelner Probleme der Textkritik beizutragen; an einigen Stellen trifft er eigene textkritische Entscheidungen, die er im Kommentar begründet. Genauigkeit und Sorgfalt bei der sachlichen und sprachlichen Erklärung des Textes führen zu zahlreichen wertvollen Beobachtungen, die der Interpretation dienen und den Kommentar zu einem guten Ausgangspunkt für das Verständnis der Rede machen. Eine Übersetzung ins Deutsche bzw. Englische für das breitere philologische Publikum wäre wünschenswert.

Jana Grusková

Peter R o t h, *Der Panathenaikos des Isokrates. Übersetzung und Kommentar.* München - Leipzig: K. G. Saur 2003. 310 S. (Beiträge zur Altertumskunde. 196.) ISBN 3-598-77808-2

Der Panathenaikos, von Isokrates in seinem 97. Lebensjahr 339 v. Chr. in Athen veröffentlicht und möglicherweise bei den Großen Panathenäen vorgetragen, ist, wie auch andere Werke des Athener Stilisten, wenig beachtet geblieben. Dabei hatte keiner so viel Einfluss auf das literarische, kulturelle, ja auf das Alltagsleben des 4. Jh. wie der Athener μακρόβιος aus dem Demos Erchia, der mit seiner ‚Schule der Philosophie‘, wie er sie auch im Panathenaikos für sich beansprucht, und der von ihm gelehrten Argumentationstechnik und Rhetorik Generationen von Athenern in echtem, reinem, stilistisch und rhetorisch ausgewogenem Attisch gebildet und ausgebildet hat. Die Schule des Isokrates war wohl ganz als ‚Grande École‘ geführt, wer sie durchlaufen hat, konnte einiges Prestige für sich in Anspruch nehmen. Und das Werk des Isokrates ist offensichtlich auch ein Beleg für die noch im 4. Jh. von Rednern nicht selbstverständlich genutzte Möglichkeit, einen Text schriftlich auszuarbeiten und vor allem zu überarbeiten, wie eine Bemerkung des Zeitgenossen Alkidamas beweist, der Isokrates meint und sagt, bei schriftlicher Ausarbeitung von Reden habe der Autor die Möglichkeit, „die Schriften vorhergehender Sophisten danebenzulegen und aus vielen Vorlagen Gedanken zusammenzutragen und die gut gelungenen Formulierungen nachzuzahlen und manches nach dem Ratschlag Außenstehender zu korrigieren, anderes bei sich selbst nach oftmaligem Überlegen zu bereinigen und umzuschreiben.“ (Alkid. Soph. 4, bei R. 16f.). Einen kurzen Abriss seines Wirkens, verbunden mit Klagen, immer wieder das Ziel von Angriffen der ‚Sophisten‘ gewesen zu sein, gibt Isokrates übrigens auch noch im hohen Alter in den Eingangssätzen des Panathenaikos.

Man sollte, und das hat R. sehr gut herausgearbeitet, bei aller Kritik an der sprachlichen, sachlichen und stilistischen Ausgewogenheit der Texte des Isokrates, die freilich dann ja auch leicht zu eintöniger Gleichförmigkeit werden kann, nicht vergessen, dass dieser Mann die attische Sprache in klarer Reinheit und der Eleganz glänzender Kunstprodukte zeigt, deren Ästhetik nicht immer anspricht. Und wenn man auch zu Recht kritisieren kann, dass der Panathenaikos wenig enthält, das nicht schon 40 Jahre zuvor im Panegyrikos, und vielleicht besser, gesagt worden wäre, so ist doch der vorliegende Text gerade wegen des Alters seines Verfassers so etwas wie die bei Windstille spiegelnde Oberfläche seines Gesamtwerks, zu der all das am reinsten aufgestiegen ist, was den Stil des Autors ausmacht: Klarheit, Ausgewogenheit, Glanz, präzise, der Grammatik entsprechende Formen, schöne, gelegentlich aber leblos bleibende Versatzstücke aus dem Repertoire des Redners (wer erfreute sich nicht an den schönen und regelmäßig geformten Partizipien?).

R. hat die Rede in dieser Arbeit (einer von Ernst H e i t s c h angeregten Habilitationsschrift der Universität Regensburg) übersetzt (zuletzt erschienen: Isokrates, Sämtliche Werke, Band II: Reden IX – XXI, Briefe, Fragmente. Übers. v. Chr. L e y - H u t t o n, eingeleitet und erklärt von K. B r o d e r s e n, Stuttgart 1997), verschiedene Ansätze zur Erklärung zusammengestellt, zu einzelnen Themen und Abschnitten des Texts den Gedankengang nachgezeichnet und – zum ersten Mal – mit einem umfangreichen, alle Aspekte der Interpretation ausleuchtenden Kommentar versehen. Da Isokrates selbst seine Reden als λόγοι πολιτικοί bezeichnet hat, hat auch die Interpretation diesen Gesichtspunkt zu beachten (im Panathenaikos gibt die Haltung gegenüber Sparta zu denken), und R. belegt Sprache und Sache sorgfältig mit Parallelen aus dem Werk des Isokrates und auch aus Platon, vorzüglich aus dem Phaidros.

So haben wir hier noch einmal den Redner, der schriftlich und zum Lesen niederlegt, was er denkt, im Gegensatz zu Platon, der davon überzeugt war, nur das Gespräch selbst, nicht dessen Verschriftlichung könne das eigentliche Kunstwerk sein, und wie um dies – lange nach Platons Tod – noch einmal zu beleuchten, hat Isokrates in seine Rede einen Dialog zwischen Lehrer und Schüler eingefügt. Man könnte meinen, dass Isokrates am Ende seines langen Bemühens um literarische Formen zu Platon aufschließt – und das Gespräch als Weg zum Erkennen anerkennt. Und wenn Isokrates seinen Text mit einem hochfliegenden Lob des Lehrers durch den Schüler beendet, bleibt ungewiss, ob dies nicht auch ein wenig Selbstironie ist, im Anschluss an das Ende des Phaidros und das dort dem Isokrates von Sokrates gespendete Lob, das freilich von feiner Ironie überzogen ist. Sollte dies auch hier zutreffen? Oder ist der oft zitierte Satz aus dem Schlusskapitel (263) des Panathenaios über die Kunstreden nicht ironisch zu verstehen: ἐν τοῖς ὄχλοις τοῖς πανηγυρικοῖς, ἐν οἷς πλείους εἰσὶν οἱ καθεύδοντες τῶν ἀκρωμένων?

Herbert Bannert

Wolfgang Orth (Hg.), Isokrates – Neue Ansätze zur Bewertung eines politischen Schriftstellers. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2003. VIII, 236 S. (Europäische und Internationale Studien. Wuppertaler Beiträge zur Geisteswissenschaft. 2.) ISBN 3-88476-584-1

Der Band dokumentiert ein Treffen von Philologen und Althistorikern, das der europäischen Dimension der Werke des Isokrates gewidmet war, genauer gesagt den „Traditionslinien, die für die gesamte spätere abendländische Bildungsentwicklung von prägender Bedeutung gewesen sind“ (VII). Und tatsächlich sind es nicht nur der Altertumswissenschaft ferner Stehende, denen Isokrates der Erzieher und Isokrates ‚der Philosoph‘, Isokrates der Praktiker der außerforensischen Rhetorik und Isokrates der Kontrahent Platons gegenwärtig sind. Die negative Einschätzung des Redners, die sich übrigens schon im Altertum zeigte, wird in der Philologie zumeist auf das Verdikt B. G. Niebuhrs zurückgeführt, der vor allem an der Leere, an der Scheinhaftigkeit der Texte Anstoß nahm, und sie hat gewirkt in der Ansicht von Wilamowitz, der in Isokrates und seiner Oberflächlichkeit, die dieser bekanntlich als φιλοσοφία bezeichnete, auch eine Wurzel für den Niedergang des Griechentums sehen wollte. – Die Voraussetzungen für einen Zugang zum Werk des Rhetoriklehrers und Logographen legt Wolfgang Orth im ersten Beitrag des Bandes: ‚Perspektiven der gegenwärtigen Isokrates-Rezeption‘. Klaus B r i n g m a n n, ‚Zweck und Voraussetzungen der isokratischen Redeliteratur‘, untersucht die persönlichen Fähigkeiten des Isokrates, seine Herkunft und Ausbildung, die schlechte wirtschaftliche Lage der Familie in der Folge des Peloponnesischen Kriegs, die ihn zwang, als Rhetoriklehrer zu arbeiten, und konfrontiert sie mit den Ansprüchen und Usancen der öffentlichen Diskussion, auf die der Rhetor bei der Ausübung seines Berufes traf: seine eigene körperliche Schwäche, die es ihm nicht erlaubte, als öffentlicher Redner aufzutreten. Sylvia U s e n e r, ‚Isokrates und sein Adressatenkreis. Strategien schriftlicher Kommunikation‘, sammelt Hinweise auf die aus eben diesen Gründen von Isokrates gesuchte Schriftlichkeit: er hat für sich eine andere Möglichkeit der Kommunikation gesucht und gefunden; die fingierte Situation der Rede bleibt auch im schriftlichen Text, vielleicht als bloßes Sentiment, erhalten. Christoph E u c k e n, ‚Zum Konzept der πολιτικοὶ λόγοι bei Isokrates‘, stellt die Frage nach der Bedeutung der politischen Reden, der politischen Essays im Rahmen des Gesamtbildungsprogramms des Isokrates und zeigt, dass schon die Verwendung des Ausdrucks πολιτικοὶ λόγοι bei gleichzeitiger Vermeidung des Begriffs ‚Rhetorik‘ die erzieherische Tätigkeit des Isokrates bezeichnet. Karen P i e p e n b r i n k, ‚Reflexionen über Rhetorik in der attischen Demokratie des 4. Jh. v. Chr.: Isokrates und die „aktiven“ Redner im

Vergleich‘, untersucht den schul-rhetorischen Hintergrund der Auffassungen des Isokrates von φιλοσοφία als Weg zum Wirken in der Öffentlichkeit, und setzt dem Belege aus Demosthenes, Aischines, Lysias, Hypereides, Deinarchos und Lykurg entgegen. Es ergibt sich, dass es Isokrates trotz allen Bemühens wohl nicht gelungen ist, die Ausbildung in seiner Schule zu einer im politischen Alltag Athens akzeptierten zu machen. Cinzia B e a r z o t, ‚Isocrate e la seconda lega ateniese‘, versucht, die Haltung des Isokrates zum Zweiten attischen Seebund und in der Frage der Hegemonie der Athener zu bestimmen (zur Rede Über den Frieden). Uwe W a l t e r, ‚Isokrates metanóon? Traditionen athenischer Kriegs- und Außenpolitik bei Isokrates‘, unterstreicht in ähnlichem Sinn das Umdenken, das Isokrates insbesondere in der Rede Über den Frieden gefordert hat, und das seine athenischen Mitbürger in ungewohnter Weise mit dem Vorwurf der politischen πολυπραγμοσύνη konfrontiert, die Isokrates schleunigst in ἡσυχία umzuwandeln auffordert. Michael W e i ß e n b e r g e r, ‚Isokrates und der Plan eines panhellenischen Perserkrieges‘, widmet einem anderen Projekt des Isokrates eine Untersuchung: dem Plan eines Präventivkriegs des geeinten Griechenland gegen das Perserreich. Dieter G r i e s e r - S c h m i t z, ‚Kulturbestimmte politische Vorstellungen des Isokrates‘, versucht, die Weltanschauung des Isokrates zu skizzieren und aus den nicht systematisch aneinander gereihten, sondern eher rhetorisch gehäuft vorgetragenen Argumenten zu belegen (die Voraussetzungen für Athens Hegemonie, die Polis als einheitlich verfasste Kulturgemeinschaft, das Verhältnis Griechen-Barbaren). Elisabetta B i a n c o, ‚De Isocratis malignitate‘, sammelt Stellen, an denen Isokrates die moralische, fachliche und menschliche Qualifikation athenischer Mitbürger angreift. Peter R o t h, ‚Die Dialogszene im ‚Panathenaios‘‘, versucht, mit Hilfe einer genauen Untersuchung des Wortlauts und der intertextuellen Beziehungen die Funktion der an das Ende des Panathenaios gesetzten Unterredung zwischen Isokrates und einem Sparta-freundlichen ehemaligen Schüler zu bestimmen, die durch eine jeweils gegenläufig zu lesende Argumentation gekennzeichnet ist und infolgedessen den Erklärem große Schwierigkeiten bereitet (von P. R o t h liegt inzwischen ein Gesamtkommentar zum Panathenaios vor; s. o.). Agostino M a s a r a c c h i a, ‚Isocrate e il mito‘, untersucht das Wortfeld μῦθος bei Isokrates und weiters die gelegentliche Verwendung mythologischer Paradeigmata, besonders aufschlussreich, wenn man an Platon als Hintergrund denkt. Kai B r o d e r s e n, ‚Zum Stand der Forschung über die Isokrates-Fragmente‘, informiert über die im Altertum erwähnten Werke wie die *Techné*, eine Apophthegmata-Sammlung und die Reden auf Gryllos und Mausolos. Johannes E n g e l s, ‚Antike Überlieferungen über die Schüler des Isokrates‘, stellt das für die Biographie und das Wirken der Schüler des Logographen und Philosophen Isokrates Belegte aus den antiken Quellen zusammen, ergänzt mit einer Namensliste der Schüler, Verwandten, Freunde und Gegner des Isokrates. Ein umfassendes Literaturverzeichnis und Indizes machen den Band zu einem guten Arbeitsinstrument.

Herbert Bannert

Christos K a r v o u n i s, Demosthenes. Studien zu den Demegorien. XIV, XVI, XV, IV, I, II, III. Tübingen: Gunter Narr Verlag 2002. 383 S. (Classica Monacensia. 24.) ISBN 3-8233-4883-3 ISSN 0941-4274

Ziel dieser aus einer von Ernst V o g t und Hatto H. S c h m i t t betreuten Münchner Dissertation aus dem Jahr 2001 hervorgegangenen Arbeit ist es, die ersten sieben Staatsreden des Demosthenes einschließlich der 3. Olynthischen Rede auf ihren politischen Gehalt hin zu untersuchen und so ein Bild von Demosthenes, dem aktiven Politiker, zu gewinnen, das weder zu einseitig auf den historischen Ablauf der Ereignisse noch auf die rein philologisch-rhetorische Interpretation der Texte achtet. Die Arbeit zeichnet sich insgesamt durch traditio-

nelle philologische Korrektheit aus, doch lässt sich das Buch auch als eine informative Darstellung der politischen Entwicklung Athens in der zweiten Hälfte des 4. Jh. v. Chr. lesen.

Als Einleitung vorangestellt ist eine detaillierte Skizze der politischen Lage Athens in den 50er Jahren des 4. Jh. v. Chr. (Außenpolitik, innenpolitische Lage, Politiker und Parteien). Nimmt man, zum Beispiel, das Jahr 400 v. Chr. als Ausgangspunkt und vergegenwärtigt sich die Aussichten und politischen Hoffnungen der Athener, dann ergibt sich sehr klar, dass im Grunde niemand hätte erkennen können, in welchem Maße sich die Stadt mit Mächten würde beschäftigen müssen, von deren Vorhandensein die Bürger wohl nur eine ungenaue Vorstellung haben mochten: weder war vorauszusehen, dass Theben, das sich 404, wenig effektiv, für eine Zerstörung Athens stark gemacht hatte, noch und am wenigsten, dass Makedonien, das Land der Barbaren, politische Bedeutung haben würde. Weiter fortgeschritten und dennoch ähnlich war die politische Situation nach der Schlacht von Mantinea im Jahr 362 v. Chr., die K. als Ausgangspunkt seiner sehr eindringlichen Beschreibung der Lage Athens als Voraussetzung für das Eingreifen des Demosthenes in die öffentliche Diskussion wählt (62): „Makedonien repräsentierte die jüngste Gefahr. Seine Expansion löste einen formellen Krieg zwischen beiden Staaten aus, aber eine Konfrontation hatte bis jetzt keiner der beiden gesucht. Für die meisten war Makedonien ein Königreich im Norden, das im Augenblick die Schwäche und die inneren Probleme der benachbarten Staaten auszunutzen wußte und daher zu einer eindeutigen Vormachtstellung gelangen konnte. Ernsthaft Gedanken darüber machte sich allerdings niemand in Athen, denn man wußte aus Erfahrung, daß die Macht solch kleiner Staaten weder von Dauer sein noch weit über die unmittelbaren Grenzen ihres Territoriums hinausgehen konnte. Nicht einmal Theben konnte schließlich diesem Schicksal entgehen; es war also mehr als plausibel, daß man Makedonien, das bis jetzt meist auf andere angewiesen war, keine Beachtung schenkte; früher oder später würde sein Licht verblassen.“

Im Hauptteil des Buches behandelt K. unter den Überschriften „Demosthenes' Eintritt in die Politik“ die Symmorienrede (XIV; Demosthenes debütierte mit dieser Rede in der öffentlichen Debatte im Jahr 354/353), die Rede für die Megalopolitaner (XVI) und die Rede für die Freiheit der Rhodier (XV), unter „Warnung vor Philipp“ die erste Philippische Rede (IV) und die drei Olynthien (I–III), von denen die ersten beiden (in der überlieferten Reihenfolge) in der zweiten Hälfte des Jahres 349 v. Chr. gehalten wurden; für die umstrittene Datierung der dritten ergeben sich nach genauer Abwägung aller inneren und äußeren Kriterien, gegen die letzte *communis opinio* der Forschung, wieder zwei Möglichkeiten: entweder sie wurde unmittelbar nach den ersten beiden, nach dem Bündnis von Athen mit Olynth, im Herbst des Jahres 349 gehalten, aber noch vor der ersten athenischen Hilfsexpedition, oder aber nach dieser, im Frühjahr 348 v. Chr. Die Behandlung der zusätzlichen Spezialprobleme über den trierarchischen Beitrag, das Problem eines Hilfegesuchs der Megalopoliten an Athen im Jahr 370 oder 353/352, und die Frage der Herkunft der Makedonen, ist in Exkursen untergebracht.

Für die Symmorienrede, in der Demosthenes Vorschläge für einen Finanzplan zur Ausstattung der Flotte macht, vor dem Hintergrund des Gerüchts, es stünde ein neuer Feldzug der Perser bevor, hat K. zum ersten Mal das jedenfalls in der philologischen Interpretation noch nicht richtig durchdachte Modell des Demosthenes von der Neuordnung der Trierarchie nach allen Quellen und Möglichkeiten recherchiert. Die für die entscheidenden Jahre eruierte Zahl der Trieren gibt übrigens ein zusätzliches Indiz für die Datierung der Rede (nach 355/354; S. 72). Bemerkenswert ist die kluge Taktik des Demosthenes, der die Politik des Euboulos wirkungsvoll unterstützt, indem er den in Athen kursierenden Gerüchten über die angeblichen Rüstungen des Perserkönigs Artaxerxes III. Ochos nicht bagatellisierend entgegentritt, sondern mit geschickter Ausnützung der Stimmung das Reformprogramm für die Flotte als Gegenmaßnahme anbietet und so zugleich sein eigentliches Anliegen, den Schutz vor Philipp, sichert.

Jeder Abschnitt beginnt mit einer ausführlichen Darstellung der Forschungslage: Datierungsfragen, Interpretation der historischen Fakten, Verweise auf rhetorische Details. Die genaue Nachzeichnung der Argumentationsreihen der Reden ist jeweils die Basis für eine in den umfangreichen Anmerkungen in allen Einzelheiten mit Belegstellen versehene Darstellung der historischen und politischen Ereignisse. K. versteht es, die verwickelten und in ihrer zeitlichen und bedingten Abfolge auch nicht immer klar erkennbaren Ereignisse aufzuschlüsseln und zu beschreiben, und dabei fehlt es auch nicht an der für historische Berichte nötigen Fähigkeit, Schlussfolgerungen zu ziehen, die immer dem entsprechen, was sich aus dem umfangreichen Quellenmaterial gewinnen lässt, und das Geschehen, die Handlungen, Pläne und Überlegungen der beteiligten Personen anschaulich zu machen. Für jede Rede beachtet K. auch die genaue Gegenüberstellung der erkennbaren historischen Fakten und der Präsentation dieser Fakten in der Sicht des Demosthenes. „Demosthenes’ erste sieben Demegorien zeichnen in bezug auf sein politisches Credo ein ziemlich konsequentes Bild, denn aus allen Reden resultiert als Devise eindeutig: eine aktive Außenpolitik bzw. Hegemonialpolitik im Rahmen des Möglichen. Das Machtvakuum, das in den 50er Jahren des 4. Jahrhunderts in Griechenland herrschte, hat Athen hauptsächlich aus finanziellen Gründen nicht ausnützen können. Als die Stadt gegen Ende dieses Jahrzehnts wieder die Möglichkeit hatte, die Kontrolle, sobald sich eine Gelegenheit bot, auszudehnen, bevorzugten die Athener es, eine Defensivlinie zu halten, zumal kein anderer Staat die Hegemonie anstrebte.“ (359). Und erst mit der Bedrohung von Olynth 349/348 durch Philipp von Makedonien waren sie gezwungen, sich zu entscheiden, und sie entschieden sich für das Aufschieben der Probleme. Die engagiert und mit höchster rhetorischer Kunst geführte Gegenposition ist uns in den Reden des Demosthenes erhalten. Dass er selbst unterging und dennoch recht behalten hat, zeigte erst der Verlust der Souveränität Athens im Untergang der offenen Demokratie.

Die Dichte und Genauigkeit der Belege macht Korrekturen nahezu überflüssig. Zwei Notizen: S. 114 Anm. 180 teilt K. mit, dass, da für den Zeitraum, in dem attische Trieren benutzt werden konnten, wenig bekannt ist, mit aller Vorsicht (moderne Schiffsbau-technik, geringe Beanspruchung) die in Zusammenarbeit der Griechischen Marine mit britischen Technikern gebaute und 1987 vom Stapel gelaufene Triere ‚Olympias‘ herangezogen werden könne, die nach 15 Jahren keine nennenswerten Schäden aufweise. Das Schiff wurde inzwischen jedoch von 2002–2004 im Hinblick auf den Transport des Olympischen Feuers im Sommer 2004 völlig überholt und mitsamt Masten und Steuerruder de facto neu gebaut. – S. 126 Anm. 7: „um einen Schatten kämpfen“ (der bekannte letzte Satz der Rede über den Frieden, de pace 25, 9): K. zitiert den Kommentareintrag von Rehdantz z. St., der aber – ohne Stellung zu nehmen – bloß Harpokration zitiert, der den „Schatten von Delphi“ als ‚Parallelbildung‘ (παραπεποιθῶσαι) zu dem bekannten Sprichwort vom Streit um den Schatten des Esels anführt. Dies ist doch sehr formalistisch; es ist wohl eine Neubildung des Demosthenes, in der Mitte gelegen zwischen dem Sprichwort und Pindars Formulierung σκιάς ὄναι ἄνθρωπος (Pyth. 8, 95).

Herbert Bannert

Zur antiken Fachliteratur

Jasmine Dum-Tragut, Kilikische Heilkunst für Pferde. Das Vermächtnis der Armenier. Kommentar – Übersetzung – Glossar. Hildesheim-Zürich-New York: Olms Presse 2005. 320 S. 37 Abb. (Documenta Hippologica. Darstellungen und Quellen zur Geschichte des Pferdes.) ISBN 3-487-08455-4

In Jerevan, in der berühmten Sammlung der Bibliothek Matenadaran, liegt eine einzigartige Handschrift, die, gegen Ende des 13. Jh. im damals armenischen Königreich Kilikien von einem syrischen Pferdearzt und einem armenischen Mönch geschrieben, das gesamte pferdekundliche Wissen der Zeit zusammenfasst: in der Handschrift ‚Heilbuch für Pferd und gewöhnliches Reittier‘ sind griechische, arabische, persische und indische Quellen zusammengeführt und erweitert um Kenntnisse der armenischen Pflanzenheilkunde. Die Übersetzung des mittelarmenischen Textes und der Kommentar sind sowohl philologisch als auch veterinärmedizinisch fundiert und nicht zuletzt auf praktische Anwendung ausgerichtet: das Werk ist das Ergebnis eines vom FWF geförderten Projekts, an dem außer der Verf., Armenologin an der Universität Salzburg, Gerhard Forstenpointner, Gerald Weissengruber, Rudolf Rautschka (†) und, für die Belange der Phytotherapie und der Futtermittellehre, Karin Zitterl-Eglseer von der Veterinärmedizinischen Universität in Wien mitgearbeitet haben. Entstanden ist so ein umfassendes Kompendium, das sowohl von der philologischen Seite (Identifizierung von Fachbezeichnungen) als auch von der medizinischen und praktischen Seite her zugleich eine Dokumentation darstellt und Hinweise zur Anwendung gibt – von besonderem Interesse in einer Zeit, in der altes, vergessenes Heilwissen gesucht, bewahrt und neu belebt wird. „Das vorliegende Pferdeheilbuch überrascht durch die Genauigkeit der Krankheits- bzw. Symptombeschreibungen und die Fülle an pflanzenheilkundlichen therapeutischen Möglichkeiten. Viele Phytotherapeutika haben sich seit damals in der Praxis bewährt und besitzen auch heute noch einen berechtigten Stellenwert in der Therapie.“ (74, Karin Zitterl-Eglseer).

Die armenische medizinische Literatur beginnt mit Galen-Übersetzungen und mit der Übersetzung des aus dem Griechischen in das Arabische und weiter in das Armenische übertragenen landwirtschaftlichen Kompendiums *Geoponica* (6./7. Jh.), die auch veterinärmedizinische Abschnitte enthalten. Die Basis für das pferdekundliche Wissen bilden aber das Hippiatricon des kleinasiatischen Arztes Apsyrtos (280–337 n. Chr.) und andere derartige Texte, die im 9./10. Jh. zum *Corpus hippiatricorum Graecorum* zusammengefasst wurden, und die Schriften der lateinischen Mulomediziner (Pelagonius, Chiron und Vegetius Renatus), die letztlich das Schulwissen arabischer und persischer Pferdeärzte bildeten. Einflüsse all dieser Traditionen lassen sich nachweisen und zeigen, wie offenbar sehr bald ein allgemeines und aus verschiedenen Erfahrungen im Westen wie im Osten zusammengestelltes Heilwissen entstand und tradiert werden konnte. (Große, noch nicht genauer bestimmte Bedeutung haben die Sammlungen von Texten und die Studien zur Tiermedizin, die Friedrich II. von Hohenstaufen an seinem Hof in Palermo durchführen ließ und deren handwerkliche, an praktischen Bedürfnissen der Stallmeister orientierte Dokumentation das um 1250 verfasste Werk des Jordanus Rufus zusammenfasst: immerhin blieb ‚*De medicina equorum sive Hippiaatria*‘ für die nächsten Jahrhunderte die Basis medizinischer Anwendungen, bis Maria Theresia mit Handbillet vom 24. März 1765, den Empfehlungen des Hofkriegsrates folgend, den Auftrag zur Errichtung einer ‚Lehrschule zur Heilung der Viehkrankheiten‘ gab, aus der die heutige Universität für Veterinärmedizin in Wien hervorgegangen ist.)

Der Text des eigentlichen Heilbuchs behandelt in 182 Kapiteln, angefangen von der Geburt des Fohlens, in loser Anordnung alles Wissenswerte über Krankheit, Pflege, Zucht, verschiedene Unwohlheitssymptome, bis zur Fütterung und Prophylaxe.

Der Sachkommentar bietet eine sehr lesenswerte, kurz gefasste Geschichte der Pferdehaltung und der Pferdezucht, des Reitens und Fahrens in Eurasien, besonders in Armenien (R. Rautschka; die Kunst des Reitens wurde für militärische Zwecke eingeführt und ist nicht im bäuerlichen Bereich entstanden, da Pferde in der Landwirtschaft wenig geeignet waren und nicht oder nur selten verwendet wurden – daher standen Pferde im Allgemeinen wohlhabenden Adeligen zur Verfügung und wurden von diesen gezüchtet und erzogen). Es folgen eine

Darstellung der Entwicklung der Kenntnisse von der Anatomie des Pferdes (G. Forstner - G. Weissengruber, ‚Das Bild des Pferdekörpers – Anmerkungen zur Anatomie des Pferdes aus dem Blickwinkel des Kilikischen Heilbuches‘, mit Hinweisen auf die Entwicklung des anatomischen Wissens im Altertum und die Analogieschlüsse, die von der Tieranatomie auf die des Menschen gezogen wurden), und ein Abschnitt über die Futterpflanzen (angebaut wurde übrigens ausschließlich die Luzerne, im griechisch-römischen Bereich als Medisches Gras bekannt) und Heilmittel im Vergleich mit anderen heilkundlichen Werken (K. Zitterl-Eglscher, ‚Tierheilmittel – ein Blick auf die Heilmittel im Kilikischen Heilbuch für Pferde‘).

Ein umfangreiches Glossar der verwendeten (armenischen, arabischen, persischen) Ausdrücke, nach Sachgebieten geordnet, dient der philologischen Dokumentation; ein Index der Krankheiten und Heilmittelpflanzennamen ist sehr hilfreich für die allgemeine Benutzung. Angaben zur Anatomie, zum Aussehen, zu Werkzeugen und Ausrüstungsgegenständen, die mit dem Pferd, dem Reiten und dem Fahren zusammenhängen, bieten weitere Informationen von allgemeinem Interesse.

Es ist eine Arbeit von großem kulturgeschichtlichem und auch veterinärmedizinischem Interesse entstanden, ein Unternehmen, das nur die Kenntnis mehrerer Sprachen und Kulturen, das Wissen um historische Abläufe und umfassende medizinische und botanische Kenntnisse zustande bringen konnten: eine sehr empfehlenswerte Publikation von hoher Qualität.

Herbert Bannert

Thorsten Fögen (Hg.), *Antike Fachtexte/Ancient Technical Texts*. Berlin-New York: Walter de Gruyter 2005. VIII, 378 S. ISBN-13: 978-3-11-018122-7 ISBN-10: 3-11-018122-3

Zu den in letzter Zeit stärker aktualisierten Themen der Altertumswissenschaft zählen die antike Fachsprache und Fachliteratur, für deren Fragestellungen die 18 Beiträge des vorliegenden Bandes differenzierte Analysen bieten, ohne dabei eine systematische Gesamtdarstellung anzustreben. Hervorgegangen ist er aus der ‚Tagung Fachtexte und Fachsprachen in kulturhistorischer Tradition‘ (Humboldt-Universität Berlin, März 2004), wobei die ausgewählten Beiträge für die Drucklegung stark überarbeitet und durch Literaturverzeichnisse ergänzt wurden. Bei der Ausarbeitung der Artikel wurde augenscheinlich auf methodische und terminologische Aktualität incl. moderner Literaturtheorie Wert gelegt (v. a. von Markus Asper, ‚*Un personaggio in cerca di lettore: Galens Großer Puls* und die „Erfindung“ des Lesers‘, und Hartwig Kalverkämper, ‚Fachkommunikation zwischen Tradition und Innovation: Ein kulturhistorisches Phänomen der alten und modernen Gesellschaften‘), doch führt dies besonders im terminologischen Bereich zuweilen zu einer gewissen Überfrachtung.

Einleitend stellt der Hg. die jüngste Entwicklung auf dem Gebiet der Fachsprachen- und Fachliteraturforschung dar, wobei seit den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein spürbar gestiegenes Interesse an textsortenspezifischen Problemstellungen zu beobachten ist. Während davor Quellenanalysen und Realienkunde im Vordergrund standen, zielt die Vielfalt der von F. im Einzelnen aufgelisteten aktuellen Fragestellungen auf literarische und gesellschaftliche Bezüge wie die Abgrenzung von Fachliteratur und ‚schöner Literatur‘ oder die Differenzierung von technischem Experten und Buchgelehrtem. – An die Einleitung schließt sich eine ausführliche ‚Auswahlbibliographie zu Fachkommunikation in Antike und Neuzeit‘ an. Die einzelnen Beiträge sind nach Fachbereichen, nicht chronologisch angeordnet. Vertreten sind: Medizinische und Grammatische Fachliteratur (6 bzw. 4 Beiträge), Kommentarliteratur (2) und weitere 5 Beiträge, die unter ‚Fachliteratur verschiedener Gebiete‘ subsumiert

sind. Daran schließt sich mit dem schon genannten Artikel H. Kalverkämpers ein Ausblick auf die Neuzeit an, der sich freilich vom Rest des Buches abhebt. K. bietet eine Art wissenschaftsgeschichtlichen Ausblicks zum Thema ‚Fachkommunikation‘. Zu seinen Fragestellungen zählen ‚Wissenstraditionen im gesellschaftlichen Wandel‘, ‚Expertokratie‘, Veränderungen im Bereich von ‚Fachlichkeit und Wissenschaft‘ (von der dialogischen zur monologischen Gattung), Aufschwung der Fachsprachenforschung (incl. Fachtextlinguistik). Wichtig ist K. die Feststellung, dass Philologisch-Theoretisches und Angewandt-Praktisches zusehends verschmelzen. Kritik übt er an dem Überhandnehmen von Englisch als Kommunikationssprache, das letztlich eine Art ‚Monolingualität‘ zur Folge haben muss. Die Interdisziplinarität der gegenwärtigen Forschungslandschaft kontrastiert K. mit dem vergleichsweise eingeschränkten Spektrum an Disziplinen in der Antike.

Im Bereich der Medizin steht Galen im Mittelpunkt; neben dem bereits erwähnten Beitrag Aspers (der bei Galen u. a. ein Streben nach ‚Autokanonisierung‘ beobachtet) sind die Artikel von Diethard Niekel, ‚Galen in der Kontroverse mit Asklepiades von Bithynien: Zur Funktionsweise des Harnapparates‘, Sabine Vogt, ‚... er schrieb in Versen, und er tat recht daran‘: Lehrdichtung im Urteil Galens‘, und John Wilkins, ‚Galen and Athenaeus on Technical Terms for Foods‘, zu nennen. Dazu treten ein genusübergreifender Beitrag von Sibylle Ihm, ‚Zu den medizinischen Szenen in Menanders *Aspis*‘, und die Vorstellung eines wenig bekannten und schwer datierbaren Autors durch Barbara Zipse, ‚Zu Aufbau und Quellen der Σύνοψις ἰατρικῆς des Leo medicus‘.

Im Feld der Grammatik spannt sich der Bogen von Darstellungstechnik (Andreas U. Schmidhauser, ‚Selbstverweise bei Apollonios Dyskolos‘) über terminologische Spezialfragen (Malcolm D. Hyman, ‚Terms for „Word“ in Roman Grammar‘, und Vladimir I. Mazhuga, ‚Die Begriffe *absolutus* und *absolutivus* in der römischen Grammatik (1. bis 5. Jh. n. Chr.)‘) bis zum grundlegenden – weit über das Feld der Grammatik hinaus gültigen – Beitrag von Wolfram Ax, ‚Typen antiker grammatischer Fachliteratur am Beispiel der römischen Grammatik‘: der besondere Wert liegt in der klaren Aufarbeitung begrifflicher und genuspezifischer Grundfragen. A. stellt zunächst fest, dass eine exakte Begriffsbestimmung von ‚Fach‘ und ‚Literatur‘ bisher ebenso wenig gelungen ist wie eine eindeutige Abgrenzung zwischen Fachliteratur und Kunstprosa. Im Sinne moderner Gattungsschemata ist hier mit ‚Misch- und Übergangsformen‘ zu rechnen, wie z. B. Varros *Res rusticae* zeigen. Unter Berücksichtigung des Kommunikationsdreiecks von Autor, Text und Adressaten kommt A. zu einer ‚vorläufigen‘ Definition: ‚Antike Fachliteratur ist ein Schrifttum, das, von bestimmten Autoren in belehrender oder zumindest informierender Absicht für bestimmte Adressaten verfaßt, ein hinreichend spezialisiertes, fest umrissenes Fach, mehrere Fächer (Enzyklopädie) oder auch nur ein Teilfach überwiegend in normaler Prosa, jedenfalls nicht mit vorrangig kunstliterarischen Ansprüchen darstellt.‘ Im Hauptteil des Beitrags überprüft A. seine Definition am Fallbeispiel der ‚Römischen Grammatik‘, worunter er den deskriptiv-normativen Teil einer *ars grammatica* versteht. Mögliche Autoren reichen vom hochgelehrten Spezialisten bis zum Schulmann, die Texte umfassen ein weites Spektrum von Spezialabhandlungen (z. B. *Verba* auf - $\mu\iota$) bis zu Elementarlehrbüchern, auf potentielle Leser lässt sich nur aus der Intention der Texte schließen. Die Bandbreite der Darbietungsformen reicht vom textorientierten Zeilenkommentar über die dialogische Gestaltung bis zur Fachbuchparodie. Weitere Fortschritte verspricht sich A. von einer Kooperation mit der Erforschung der mittellateinischen Grammatik.

Im Bereich der Kommentarliteratur liegt der Schwerpunkt zum einen auf Theokrit (Ken Belcher, ‚Theocritus’ Ancient Commentators‘), zum anderen auf Servius und den Scholia Danielis (Robert Maltby, ‚Donatus and Terence in Servius and Servius Danielis‘).

Ausgreifen auf Nachbargebiete ist keineswegs nur bei den vermischten Beiträgen zu bemerken; z. B. widmet J. Wilkins Athenaios mindestens so viel Raum wie Galen. Das Varia-Kapitel vereinigt Darbietungstechnik (Sabine Föllinger, ‚Dialogische Elemente in der antiken Fachliteratur‘), Hippologie (Jochen Althoff, ‚Form und Funktion der beiden hippologischen Schriften Xenophons *Hipparchicus* und *De re equestri* (mit einem Blick auf Simon von Athen)‘), Militärtechnik (Mark J. Schiefsky, ‚Technical Terminology in Greco-Roman Treatises on Artillery Construction‘), Landwirtschaft (Silke Diederich, ‚Das römische Agrarhandbuch als Medium der Selbstdarstellung‘) und Übersetzungstheorie (Bruno Rochette, ‚Die Übersetzung von Fachbegriffen bei Apuleius‘).

Die redaktionelle Qualität des Bandes divergiert: Gebrochene Sätze, Stilbrüche bzw. Registerwechsel erschweren gelegentlich die Lektüre, so z. B.: ‚Die Abwesenheit des Gedankens an gewisse Möglichkeit [sic] in der Zukunft ist laut Apollonios sowohl für das Perfekt als auch für das Präsens kennzeichnend.‘ (183); ‚über die Unterschiede bei den männlichen Exemplaren aber muß man zuerst in Angriff nehmen‘ (Übersetzung aus dem Griechischen, 239). Auffallend sind zudem einige sachliche Fehler: so wird die Suda unter der überholten Bezeichnung ‚Suidas‘ geführt (99), statt ‚Leningrad‘ muss es St. Petersburg heißen (108, n. 1), auch sollte eine Publikation nicht mit ‚Packard 2007‘ angegeben werden (155).

Doch der eigentliche Wert des mit einem ausführlichen Stellen- und Sachregister ausgestatteten Sammelbandes liegt in der Präsentation einer breiten Palette bekannter und entlegener(er) Texte der griechisch-römischen Fachschriftstellerei. Der Band demonstriert die Vielgestaltigkeit antiker Fachliteratur und ihr (gewolltes) Oszillieren zwischen Utilitarität und Literarizität. Die Aufsätze bieten zahlreiche Fragestellungen, Analysen und Lösungsvorschläge, wobei stärker deskriptiv gehaltene mit sehr theoretischen Beiträgen abwechseln. Oft hat das *prodesse* Vorrang vor dem *delectare*, so dass man aus dem überwiegenden Teil der Beiträge einen erheblichen Gewinn an Sachinformation und methodischer Vertiefung erwarten darf. (Eine ausführliche Rezension findet sich in: Fachsprache 28, 1/2 [2006], 73–77.)

Franz Römer - Sonja Schreiner

Zur Geschichte der Philologie

Wolfhart Unte (Hg.), Die Briefe des Breslauer Verlegers Josef Max an Karl Otfried Müller. St. Katharinen: Scripta Mercaturae Verlag 2000. 158 S. (Einzelschrift der Historischen Kommission für Schlesien. Beihefte zum Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. XI.) ISBN 3-89590-099-0

Teaching the English Wissenschaft. The Letters of Sir George Cornwall Lewis to Karl Otfried Müller (1828–1839). Edited with a Commentary by William M. Calder III, R. Scott Smith, and John Vaio. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2002. XXV, 119 S. 1 Frontispiz (Spudasmata. 85.) ISBN 3-487-11558-1 ISSN 0548-9705

Karl Otfried (eig. Gottfried) Müller (geb. 28. 8. 1797 in Brieg/Schlesien, gest. 1. 8. 1840 in Athen) war Philologe, Archäologe und Altertumswissenschaftler in einer Zeit, als unsere Wissenschaft sich erst bildete und kein Zweifel daran bestand, dass alle verfügbaren Quellen zur Erklärung in gleicher Weise herangezogen werden müssen, geschieden nur nach ihrer Ergiebigkeit. Freilich, weil die Klassische Philologie zu Müllers Zeit ihre Methode erst ent-

wickeln musste, entstanden auch Streitigkeiten im Ringen um diese Methode, die in manchen Bemerkungen über die sachphilologische Herangehensweise von August Boeckh und K. O. Müller im Gegensatz zur textphilologischen Gottfried Hermanns dokumentiert sind (z. B. 130). Es ist angenehm und manchmal auch tröstlich, Briefe wie die hier vorgelegten zu lesen; erstaunlich, in welchem engen Verhältnis Autor und Verleger standen, und mit welchem Zuvorkommen der Verleger seinen Autor behandelt. Doch sehr bald erkennt man die geistige Enge der Umwelt, in der Forscher und Geschäftsmann lebten, und wie dankbar ein gebildetes Publikum für Neuerscheinungen war. Josef Max, dessen Briefe allein erhalten sind, hatte in seinem Verlag Autoren wie Jean Paul, Ludwig Tieck oder E. T. A. Hoffmann, verhandelte auch mit Goethe, und war stets bemüht, den Lesern Neuigkeiten zu bieten. Die Briefe enthalten sehr persönliche Mitteilungen an den in Göttingen lehrenden Autor, auch Vorschläge zu Eingriffen in Manuskripte, wenn es gilt, Rücksicht auf gerade im engen Breslau herrschende politische Diskussionen zu nehmen, sie enthalten Kalkulationen und Berechnungen, Honorarvorschläge, Entschuldigungen und gewundene Erklärungen für unangenehme Druckfehler, Berichte über die Aufnahme der Bücher und über Rezensionen. Gerne liest man von Dingen, die trotz der gewandelten Verhältnisse immer gleich bleiben; Dank und Anerkennung für den Herausgeber, der den Text mit reichen Kommentaren zum sachlichen und persönlichen Hintergrund der Briefe versehen hat. Die Quellen zur Biographie und zum Wirken von K. O. Müller, dessen umfassende Gelehrsamkeit und dessen generalistische Auffassung der Altertumswissenschaft immer staunend bewundert wurden, sind zusammengestellt in: Carl Otfried Müller. Lebensbild in Briefen an seine Eltern mit dem Tagebuch seiner italienisch-griechischen Reise. Hg. von Otto und Else Kern, Berlin 1908; Quellen für eine Biographie Karl Otfried Müllers (1797–1840): Bibliographie und Nachlaß. Hg. von W. Unte - H. Rohlfing, Hildesheim 1997; Zwischen Rationalismus und Romantik. Karl Otfried Müller und die antike Kultur. Hg. von W. M. Calder III - R. Schlesier, Hildesheim 1998.

Sehr erstaunlich ist der Gedankenaustausch, den ein deutscher Philologe wie K. O. Müller in der ersten Hälfte des 19. Jh. mit dem britischen Politiker, Finanz-, Innen- und Kriegsminister und Altertumsliebhaber Sir George C. Lewis (1806–1863) geführt hat (erhalten sind nur die hier veröffentlichten Briefe von Lewis). Die Altertumswissenschaften waren zu dieser Zeit in England Liebhaberei gebildeter Kreise von Gentlemen, den Berufsphilologen gab es noch nicht. Erst die Verbindung zwischen Müller und Lewis, der Müllers Bücher übersetzte und den Deutschen immer wieder aufforderte, in britischen Zeitschriften zu veröffentlichen, um deren Niveau zu heben („Teaching the English Wissenschaft“!), und schließlich erreichte, dass Müller seine ‚Geschichte der griechischen Literatur‘ zuerst in England erscheinen ließ, haben dazu beigetragen, die Klassische Philologie im Königreich auf eine methodische Basis zu stellen (Oscar Wilde war unter den ersten ausgebildeten Philologen, und ‚The Picture of Dorian Gray‘ ist von Müllers Buch über die Dorier beeinflusst). Die Briefe Lewis‘ bestechen durch ihren eleganten und sachlichen Stil, und man bemerkt die Sympathie, die die gemeinsame Sache fördert. Die Edition ist vorbildlich, und die Kommentarbemerkungen erschließen das Verständnis. Die Korrespondenz bietet Einblick in die Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens in England und belegt den Einfluss, den deutsche Gelehrte ausübten.

Die Hg. merken an, dass K. O. Müller auch die Produktion der Sängersänger der Balkanländer gekannt hat und damit letztlich als Vorläufer der Oral poetry-Forschung anzusehen ist (zu XX mit Anm. 58, in der Einleitung). Den Hinweis auf J. M. Foley, der (in: A New Companion to Homer, Leiden 1997, 148) glaubt, dass „one Matija Murko“ M. Parry die Grundidee für die Feldforschungen in den Balkanländern gegeben habe, liest man so nicht gerne; seit dem ausgehenden 18. Jh. war das Interesse an unverfälschter Volkspoesie bekanntlich lebendig, und nicht nur K. O. Müller stellte die Verbindungen zur homerischen Dichtung her, sondern auch Goethe u. a. Sehr einflussreich war J. G. Herders Sammlung der Volkslieder (1778/1779), in

einer Neuauflage nach seinem Tod 1807 mit dem berühmten Titel ‚Stimmen der Völker in Liedern‘ gedruckt (darin enthalten ist bekanntlich der von Goethe aus dem Italienischen übertragene ‚morlackische‘ ‚Klaggesang der edlen Frau des Asan Aga‘). Später wurden Lieder serbischer Sänger von Vuk Stefanović Karadžić (1787–1864) gesammelt (1. Band 1814, 2. Band 1815; Neuauflage beider Bände 1824) und von Therese Albertine Luise von Jakob, genannt Talvj (1797–1870), ins Deutsche übersetzt (zwei Bände ‚Volkslieder der Serben‘, 1825 und 1826) – Quellen, die K. O. Müller zur Verfügung standen, und deren Anwendung auf die frühgriechische Epik diskutiert wurde. Der österreichische Slawist Matthias Murko (1861–1952) wurde 1886 an der Universität Wien sub auspiciis imperatoris promoviert und wirkte als Professor der Slawistik in Graz und Prag. In den Jahren 1909–1912 unternahm er seine berühmt gewordenen ersten Reisen zum Studium lebendiger Volksliedtradition in die Balkanländer, deren Teilergebnisse in den Sitzungsberichten der Akademie in Wien publiziert wurden: Matthias Murko, Bericht über eine Bereisung von Nordwestbosnien und der angrenzenden Gebiete von Kroatien und Dalmatien behufs Erforschung der Volksepik der bosnischen Mohammedaner, Wien 1913 (Sitzber. Akad. Wien, phil.-hist. Kl. 173/3); Bericht über eine Reise zum Studium der Volksepik in Bosnien und Herzegowina im Jahre 1913, Wien 1915 (Sitzber. Akad. Wien, phil.-hist. Kl. 176/2); Bericht über photographische Aufnahmen epischer Volkslieder im mittleren Bosnien und in der Herzegowina im Sommer 1913, Wien 1915 (Sitzber. Akad. Wien, phil.-hist. Kl. 179/1).

Die umfassende Gelehrsamkeit seiner großen Werke über die griechischen Stämme, die Literaturgeschichte, die Entdeckung der eigentlichen metrischen Grundlage für den Kommos der Choephoren des Aischylos und dessen genauer Aufbau, und nicht zuletzt Müllers Tod, in Folge eines Hitzschlags, den er beim Kopieren von Inschriften in Delphi erlitten hat, und seine exzeptionelle Grabstätte am Kolonos Hippios in Athen (wo neben Müller später auch Charles Lenormant [1802–1859] bestattet wurde), machen den großen Gelehrten unvergesslich.

Herbert Bannert

«*Aus dem Freund ein Sohn*». Theodor Mommsen und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Briefwechsel 1872–1903. Herausgegeben und kommentiert von William M. Calder III und Robert Kirstein. 2 Bde. Hildesheim: Weidmannsche Verlagsbuchhandlung 2003. LI, 763 S. Abb. ISBN 3-615-00284-9

Der Briefwechsel zwischen Theodor Mommsen (1817–1903) und seinem Kollegen und (seit 1878) Schwiegersohn Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848–1931), der, zum ersten Mal 1935, allerdings unvollständig, mit Streichungen und aus heutiger Sicht sehr unzureichenden erklärenden Anmerkungen, von Friedrich und Dorothea Hiller von Gaertringen herausgegeben, schnell vergriffen war und nicht mehr aufgelegt wurde (XI), wird hier zum ersten Mal vollständig (betreffend die Briefe von Wilamowitz), ergänzt um einige weitere Briefe und Dokumente, und mit dem für die erste Ausgabe geschriebenen Vorwort von Eduard Schwartz aus Anlass des 100. Todestages von Theodor Mommsen in einer schönen und reich kommentierten Ausgabe erneut vorgelegt. Die Neuauflage wurde möglich, nachdem 1995 Stefan Rebenich die an Mommsen gerichteten Originalbriefe von Wilamowitz in der Deutschen Staatsbibliothek im ehemaligen Ost-Berlin aufgefunden hatte; über den Verbleib der Originalbriefe von Mommsen ist nichts bekannt (XI/XII).

Die Briefe sind ein wissenschafts- und zeitgeschichtliches Dokument; sie zeigen, wie auch die anderen bisher, zumeist auf Anregung und unter der Mitarbeit von W. M. Calder III edierten Philologen-Briefe, den zum überwiegenden Teil Fragen des Faches betreffenden Gedankenaustausch zwischen Gelehrten der Zeit des ausgehenden 19. Jh. Die Stellung der

beiden Männer zueinander und in der Fachwelt ebenso wie ihre Haltung in den politischen und personalpolitischen Fragen der Zeit, und natürlich die Anzahl von insgesamt 444 Briefen, gibt dieser Publikation allerdings eine außergewöhnliche Bedeutung. Freilich, der Briefwechsel ist nicht vollständig erhalten; die Lücken lassen vermuten, dass die Briefschreiber selbst Briefe besonders persönlichen Inhalts vernichtet haben (für die Briefe Mommsens bildet allerdings nur die gesichtete Ausgabe von 1935 die Basis). Der Briefwechsel weist, so die Hg., drei auffällige Lücken auf: „Eine erste liegt in der Zeit von Wilamowitz’ Werben um Marie Mommsen. Vor der Verlobung (14. April 1878) datieren die letzten vorhandenen Briefe von Wilamowitz und Mommsen von Juli 1877. Zwischen Verlobung und Hochzeit (20. September 1878) gibt es ein Telegramm und 5 Briefe von Mommsen (bis Juli 1878), von Wilamowitz keinen Brief. Die zweite Lücke innerhalb eines vorher und nachher intensiven Briefaustauschs findet sich zwischen Januar und September 1880. Offenkundig hängt sie mit dem Brand in Mommsens Arbeitszimmer am 12. Juli 1880 zusammen. Die Angelegenheit war Mommsen äußerst peinlich und hatte für ihn nachteilige Folgen. ... Die dritte Lücke betrifft die Zeit von Wilamowitz’ Berufung nach Berlin (1897). Wiederum fehlen Briefe von beiden Seiten. ... Frankes und Rebenichs demnächst erscheinende Edition des Briefwechsels Mommsen-Althoff wird weiteres Licht auf das Berufungsverfahren werfen, in dem Mommsen, Althoff und Diels auf der Seite der Befürworter standen, Curtius und Vahlen dagegen den Ruf mit allen Mitteln zu verhindern suchten. Wilamowitz mußten die Vorgänge schon deshalb unangenehm sein, weil der Verdacht des Nepotismus sich massiv aufdrängte.“ (XI) – doch gerade dieser Verdacht mochte doch wohl denen ein willkommener Vorwand sein, die den Eintritt des bekannt forschenden, unbeugsamen, wirkungsmächtigen und unbestreitbar kompetenten und beliebten Lehrers und Forschers in das Berliner Seminar für Altertumskunde zu fürchten hatten (Diels gehörte zu den Befürwortern!). Auf die unlängst (2005) von C. W. Müller aus den Quellen aufgearbeiteten Umstände der gescheiterten Habilitation von Ferdinand Dümmler 1886 in Göttingen, bei der Wilamowitz, wie es scheint, Mommsen in irgendeiner Weise gefällig war (ein einziges Mal äußert Mommsen sich offenbar abfällig über Dümmlers Vater, den Mediävisten und Direktor der MGH Ernst Dümmler – und gerade an dieser Stelle wurde der Wortlaut von Hiller von Gaertringen zensuriert: Brief Nr. 150, 19. April 1884, S. 259), fehlt in den (wenigen) Briefen des Jahres jeder Hinweis (vgl. WSt 118 [2005], 300). Auffällig ist m. E. auch, dass für das Dreikaiserjahr 1888, als ‚Wilamowitz’ Kaiser’ Wilhelm I. am 9. März starb und Wilhelm II. am 15. Juni seinem Vater Friedrich III. nach 99 Tagen folgte, keine Briefe erhalten sind, vor allem wenn man die schon von Anfang an ambivalente Haltung Mommsens und auch von Wilamowitz gegenüber dem neuen Kaiser bedenkt (vgl. 467f. Anm. 1558f.). Es scheint also auch hier manches unterdrückt zu sein.

Die Briefe sind nach Jahren und Datum angeordnet, jedem Jahreskapitel vorangestellt ist eine Übersicht über Arbeiten, Publikationen und wichtige Ereignisse aus der Zeit und den persönlichen Umständen der Briefpartner.

Die Edition ist vorzüglich, reich ausgestattet mit Anmerkungen und Erklärungen von Zusammenhängen und Angaben zu den Daten der genannten Personen, deren Stellung zu den Briefschreibern, und wissenschaftlichen Kurzbiographien von Kollegen und Mitforschern, mit umfassenden Verweisen auf weiterführende Literatur. Man erfährt nebenbei auch einiges aus der Privatsphäre, vor allem von den Schwierigkeiten beider Herren, mit ihren eigenen Leistungen zufrieden zu sein, stete Klagen über Zeitmangel und immer wieder von der Seite Th. Mommsens über die endlosen und mühsamen, dennoch aber, wie er sich selbst immer wieder vor Augen hält, weil Wilamowitz ihn in diesen Fragen nicht bestärkt, notwendigen und unverzichtbaren Arbeiten am CIL, den *Chronica Minora* und vor allem an deren *Indices*. Von einem der wenigen erkennbaren Urlaubsaufenthalte (Sommer 1891 auf Sylt) schreibt Wilamowitz an Mommsen: „aber ich denke jetzt an nichts, sehe die brandung, die den leuten des-

halb so gefällt, weil sie über das denken hinwegtäuscht, und eklipsire mich von den παρεπιδημοῦντες der collegen.“ (Nr. 338, S. 550). – Die Korrespondenz zum fünften Band der Römischen Geschichte (1885) und zum dritten von Mommsens Staatsrecht (1887/1888), von denen Wilamowitz das Manuskript und die Korrekturen gelesen und bearbeitet hat, nimmt den größten Teil der Korrespondenz dieser Jahre ein (die Beiträge zum 5. Bd. der Römischen Geschichte sind so umfangreich, dass die Hg. sie in einem eigenen Index, nach Kapiteln des Buches geordnet, aufgeschlüsselt haben: 746–756; übrigens hat Wilamowitz, der Mommsens Römische Geschichte schon in seiner Schulzeit gelesen hatte, nicht aufgehört, den vierten Band einzumahnen). Man erfährt einiges über die persönlichen Lebensumstände der Briefschreiber und auch anderer Gelehrter, Sorgen um Frau und Kinder, Probleme der Wohnmöglichkeiten – knappe Randmitteilungen, die für eine sozialhistorische Auswertung Bedeutung haben können. Auffällig ist, dass Mommsen fast nie, Wilamowitz dagegen meist sehr positiv über seine Vorlesungen („Kollegs“) und die sie besuchenden Studenten spricht; „studenten hat Göttingen wenig, aber philologen gibt es. ich lese vor ca. 50, Leo auch“ heißt es im Brief vom 5. Oktober 1891 (Nr. 348, S. 571). Bemerkenswert auch, dass beide Briefschreiber, trotz der Privatheit der Korrespondenz, im saloppen Umgangston ebenso wie im gehobenen Mahnton, wenn es darum geht, dem anderen zuzureden und ihn aufzumuntern, immer stilvoll, selten fehlerhaft schreiben. Es wird von Italienreisen berichtet, und immer wieder finden begeisterte Berichte Mommsens über Neufunde eine erfreute Aufnahme bei Wilamowitz, meist nicht ohne die eine und andere Verbesserung der Lesart oder eine sprachliche Korrektur. So ergänzen Schwiegervater und -sohn einander, denn Mommsen wendet sich mit allen philologischen Fragen, besonders wenn es um das Griechische geht, an Wilamowitz, dieser wiederum fühlt sich vor allem mit Mommsen verbunden, wenn er, wie sehr häufig, über griechische Geschichte, Epigraphik oder Topographie liest und so seine Vorstellung vom Altertum und infolgedessen auch der Altertumswissenschaften als einer Gesamtheit erfüllen kann. Als Reverenz an die beiden bedeutenden Männer haben die Hg. am Ende der Ausgabe unter dem Titel „Sententiae“ eine Auswahl besonders wichtiger und bewahrenswerter Aussagen aus den Briefen zusammengestellt (702–711). Und ein Weniges geht auch an uns, an die Nachgeborenen: Sie haben Vorschläge gemacht. Wir haben sie angenommen. So wären wir alle geehrt.

Herbert Bannert

Wilamowitz und kein Ende. Wissenschaftsgeschichtliches Kolloquium, Fondation Hardt, 9. bis 13. September 2002. William M. Calder III zum 70. Geburtstag von Freunden und Schülern. Herausgegeben von Markus Mülke. Hildesheim - Zürich - New York: Georg Olms Verlag 2003. XIII, 270 S. 1 Frontispiz (Spudasmata. 92.) ISBN 3-487-11987-0 ISSN 0548-9705

„Die Philologie, die immer noch den Zusatz klassisch erhält, obwohl sie den Vorrang, der in dieser Bezeichnung liegt, nicht mehr beansprucht, wird durch ihr Objekt bestimmt, die griechisch-römische Kultur in ihrem Wesen und allen Äußerungen ihres Lebens. ... Die Aufgabe der Philologie ist es, jenes vergangene Leben durch die Kraft der Wissenschaft wieder lebendig zu machen ...“ (der erste Satz von: Geschichte der Philologie, Leipzig 1921, 1; im vorliegenden Band 38 Anm. 6): Mit dieser und mit ähnlichen Formulierungen an zahlreichen anderen Stellen hat Wilamowitz immer wieder seine Überzeugung von der Einheit der Altertumswissenschaft und von der Pflicht zur einheitlichen Erforschung der antiken Kultur formuliert. Das Verdienst des mit diesem Band geehrten William M. Calder III ist es, seit den frühen 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit großer Tatkraft die Edition von Briefen und anderen noch unveröffentlichten Texten von Wilamowitz und anderen Philologen

initiiert und vorangetrieben zu haben. Es zeigt sich, dass Wilamowitz auch gegenüber Fachgenossen und im privaten Briefverkehr unermüdlich diese seine Ansicht vertreten und immer wieder formuliert hat, es zeigt sich aber auch, dass er mit seiner ganzheitlichen Auffassung des Altertums oft allein war und sich vor allem gegen die partikulären Interessen der Texteditoren und Spracherkklärer des 19. Jh. behaupten musste. C a l d e r selbst beschreibt den Anfang und die Entwicklung seiner eigenen Forschungen in einem einleitenden Kapitel, und er bekennt freimütig, dass ein Beweggrund für die Sicherung von Dokumenten für die Geschichte der Philologie der Erfolg gewesen ist, den ihm seine erste Publikation dreier von ihm selbst erstegerter Briefe von Wilamowitz in GRBS 11 (1970), 139–166 brachte: das Echo auf diese Publikation und die Reaktion der Fachwelt und auch anderer Interessierter stand in keinem Verhältnis zur Wirkung seiner vorangehenden Arbeiten zur griechischen Tragödie und bestärkte ihn also, auf diesem Gebiet weiterzuarbeiten (2f.). Der vorliegende Band dokumentiert in Ausschnitten die Ergebnisse, die das Bereitstellen eigentlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmter Dokumente erbracht hat, und diese Ergebnisse sind in allen Fällen sowohl für die Philologie als auch für historische Interessen von Bedeutung und geben viele Hinweise auf die gesellschaftliche Situation der Zeit und auf die Lage und den Stellenwert der Universitäten zu Zeiten von Wilamowitz. Es hat sich so, freilich in anderem und viel weiterem Sinn, auch das Ganzheits-Postulat erfüllt und von der engeren Sicht des Altertums auf die Sicht der Gesellschaft von Studenten und Gelehrten im ausgehenden 19. und frühen 20. Jh. ausgeweitet.

Die Beiträge sind repräsentativ, jeder für eine der Möglichkeiten, die neu gewonnenen Fakten auszuwerten, und die Verfasser gehen zumeist von einer Fragestellung aus, die sich erst aus den früher unbekanntem Texten ergeben hat. Anton B i e r l, ‚Wilamowitz’ *Lysistrate*‘, untersucht in genauer Nachzeichnung die Folgen von Wilamowitz’ früher Selbsteinschätzung, er sei zuerst Soldat, dann Schauspieler, an dritter Stelle Lehrer und an vierter Gelehrter (13), für seine Haltung zur griechischen Komödie (schon die bei Moriz Haupt in Berlin gearbeitete Dissertation aus dem Jahr 1870 war ihr gewidmet, 1925 hat er Menanders Schiedsgericht herausgegeben) und besonders für die Edition einer Aristophaneskomödie im Jahr 1927. – Maximilian B r a u n, ‚Wozu lernen wir Griechisch? Wilamowitz zwischen Klassizismus und Historismus‘, behandelt die Auswirkungen des ganzheitlichen Ansatzes der klassischen Philologie als Teil der Kulturwissenschaft im Gegensatz zu der im frühen 19. Jh. herrschenden ‚Wortphilologie‘ und ihrer Missachtung der Interpretation und Auswertung der Texte. Wilamowitz hat sich sehr oft dazu geäußert, besonders in Stellungnahmen zur Schulreform der 90er Jahre, und hat durchdachte, wenn auch auf den ersten Blick radikal anmutende Vorschläge gemacht: Das Griechische soll nicht der Erziehung und Formung der grammatischen und stilistischen Fähigkeiten dienen – dazu ist das Lateinische da –, sondern ausschließlich der historischen und kulturgeschichtlichen Bildung. Folgerichtig kritisiert Wilamowitz auch eine allzu ausführliche Behandlung des Homer, die Bevorzugung des Sophokles aus Gründen einer leeren Ästhetik, und das Lesen von Platons Dialogen ohne philosophisches Verständnis, bloß als Textmaterial. Wie immer hat Wilamowitz auch in diesem Fall nicht nur kritisiert, sondern etwas dagegen gesetzt: Das Griechische Lesebuch (1902) ermöglicht eine auf der Gesamtsicht der griechischen Literatur gegründete Lektüre, konnte sich aber naturgemäß gegen die Schulbürokratie im Unterricht nicht durchsetzen. – Markus C. D u b i s c h a r untersucht im folgenden Beitrag die Gründe, die Wilamowitz Sophokles und seine Tragödien als nicht repräsentativ für die griechische Literatur einschätzen ließen. Zusammengefasst und besprochen werden seine Arbeiten zu Sophokles, der Stellenwert des Autors in der Klassizismuskritik des 19. Jh., und schließlich die Behandlung des Sophokles in Wilamowitz’ Schriften und die daraus jeweils erschließbare Einschätzung des Autors als Quelle für das griechische Theater, die Tragödie und die Religionsgeschichte. Es ergibt sich, dass Wilamowitz den kritiklos als klassisch bewunderten Dichter als Theaterautor betrachtet haben wollte,

der gut aufgebaute und wirkungsvolle Stücke für die Polis geschrieben hat. – Stephan Heilen ediert den Briefwechsel zwischen Wilamowitz und Franz Boll (1867–1924) aus den Jahren zwischen 1894 und 1923. Boll, dessen Arbeit der wissenschaftlichen Erforschung der antiken Astrologie Wilamowitz gleichermaßen fern stand und als Dienst an Texten, die für ein Gesamtbild des Griechentums unerlässlich sind, seine Achtung und Anerkennung erhielt, galt ihm wohl gemeinsam mit Hermann Usener als Begründer und Pionier dieser Forschungsrichtung, die, als geistige Strömung des antiken Lebens, auch für Philosophie und Religionsgeschichte von Bedeutung ist. Es sind 19 Briefe und Postkarten von Wilamowitz an Boll und 15 Schreiben Bolls an Wilamowitz erhalten, die zum ersten Mal veröffentlicht werden. Sie bieten, wie üblich, in erster Linie Stellungnahmen und Anfragebeantwortungen und zeigen, wie auch alle anderen Briefe von Wilamowitz, dass er niemals auf eine Zusendung antwortete ohne durch ergänzende Bemerkungen zu zeigen, dass er sie gelesen und zur Kenntnis genommen hat. – Markus Mülke, ‚Wilamowitz über politische Zensur‘, geht von Herodots Bericht über die Bestrafung des Dichters Phrynichos und das Verbot der 493 oder 492 aufgeführten Tragödie *Μιλήτου ἄλωσις* als einen frühen Akt politischer Zensur aus (Hdt. 6,21,2), untersucht zunächst die Stellungnahmen zu diesem Faktum, die Wilamowitz zu verschiedenen Zeiten gegeben hat, und sammelt dann Stellen, an denen er sich zur Freiheit der Kunst und schließlich zur Freiheit des Einzelnen überhaupt in der Antike und auch in seiner Gegenwart äußert. „Ein Ereignis wie der athenische Volksbeschluss gegen Phrynichos stellt den Historiker nicht nur vor die Aufgabe, die Realien des geschichtlichen Ablaufs zu klären, sondern fordert darüberhinaus auf zu einer eigenen – und damit immer auch subjektiven! – Beurteilung der Vorgänge. ... Wilamowitz hat die Zensur der *Μιλήτου ἄλωσις* mehrfach beurteilt. Die Veränderung seines Urteils ist dabei nicht bloß wissenschaftlicher Natur, sondern biographischer – sie ist Ausdruck eigener Lebenserfahrung.“ (187/188). – Es folgt ein genau recherchiertes Bericht über die sog. Schmidt-Spiegelberg-Kontroverse aus den Jahren 1899/1900 von Stefan Rebenich (mit der Edition von sieben Schriftstücken und Briefen in der Sache), die schließlich unter maßgeblicher Vermittlung von Wilamowitz durch Ehrenerklärungen der Beteiligten beigelegt werden konnte, und eine Einordnung des Briefwechsels zwischen Adolf Harnack und Wilamowitz in dieser Sache von Vorwürfen wissenschaftlichen Plagiats. Die Angelegenheit erregte großes öffentliches Aufsehen und wurde in manchen Phasen als Kriminalfall mit Indizien und Beweisen geführt. (Es ging im Wesentlichen um die Publikation und Kommentierung eines koptischen Evangelienfragments aus der Strassburger Papyrussammlung und die Frage, wer zu welcher Zeit wessen Vorarbeiten ohne Kenntlichmachung benutzt habe.) – R. Scott Smith, ‚In speculo Euripidis: Seneca Tragicus and Wilamowitz‘, geht aus von der Bewertung der lateinischen Literatur der Kaiserzeit durch Wilamowitz (gelten ließ er nur Petronius, Tacitus und Seneca: 211) und berichtet dann über dessen Mitwirkung an der Ausgabe der Tragödien, die Friedrich Leo erarbeitet hat (1878/1879), zeichnet das Verhältnis zwischen Wilamowitz und Leo nach, und bespricht die Prinzipien von Leos Texterstellung; zum Abschluss ist noch skizziert, wie Wilamowitz aus der Sicht der griechischen Tragödie die Stücke des Seneca und deren Wirkung beurteilt. – Über Wilamowitz’ Haltung in der Diskussion um Erwin Rohdes ‚Der griechische Roman und seine Vorläufer‘, Leipzig 1876, und seine Beurteilung der griechischen Novellisten, besonders des Chariton und des Longus, berichtet Stephen M. Trzaskoma. Wilamowitz hielt Chariton (1. Jh. n. Chr.) für den bedeutendsten der Romanautoren, weil Chariton die beste Handlung konstruierte und näher an dem stehe, was griechische Texte für Wilamowitz bedeuteten, vor allem aber, weil Charitons Text und andere Romanpapyri bewiesen, dass Rohdes Annahme, der Roman sei nur als Folge der Zweiten Sophistik denkbar, und das Genos sei eine Weiter-schreibung der Reiseliteratur und hellenistischer Dichtung, nicht richtig sein kann.

Herbert Bannert

The Owl of Minerva: the Cambridge Praelections of 1906. Reassessments of Richard Jebb, James Adam, Walter Headlam, Henry Jackson, William Ridgeway and Arthur Verrall. Edited by Christopher Stray. Cambridge: The Cambridge Philological Society 2005. VIII, 172 S. 9 Abb. (Proceedings of the Cambridge Philological Society. Supplementary Volume no. 28.) ISBN 0-906014-27-1

Nach dem Tod des Regius Professor of Greek an der Universität Cambridge, Sir Richard Jebb (er hatte sein knighthood für die Sophokles-Ausgabe erhalten), am 9. 12. 1905 bewarben sich die fünf im Titel genannten Herren um die Nachfolge und traten mit öffentlichen Vorträgen vor den Senat der Universität, und zwar, wie es die Bestimmungen vorschrieben, „to expound openly in the Senate House ... parts of books written in the Greek language“ (II). Der „public contest“ im Jänner 1906, an dessen Teilnehmer und Umstände mit dieser Publikation erinnert werden soll, war im Übrigen der letzte dieser Art und repräsentiert gleichermaßen den Höhepunkt und das Ende der hohen Wertschätzung, die die griechische Philologie im Viktorianischen Zeitalter an der Universität Cambridge und in der britischen Öffentlichkeit auszeichnete: der Regius Professor of Greek, 1540 von Heinrich VIII. gestiftet, war einer von nur drei Regius chairs in Cambridge (Divinity, Hebrew, Greek). Das Besondere war wohl das öffentliche, nur mündlich durchgeführte Verfahren, das es in dieser Form später, als die Bewertung eingereicherter schriftlicher Unterlagen an seine Stelle getreten war, nicht mehr gab. Der Nachfolger Jebbs wurde Henry Jackson.

Christopher Stray berichtet, gestützt auf zeitgenössische Dokumente, über die genauen Umstände und den Ablauf des Verfahrens und erinnert an die Wertschätzung der Klassischen Philologie in der spät-viktorianischen Zeit und an die distinguierten Vertreter der Gräzistik, die sich dem concours stellten. Den beteiligten Personen gelten die folgenden Beiträge: Christopher Stray stellt Biographie und Wirkung von Richard Claverhouse Jebb (1841–1905) dar, Pat Easterling analysiert seine Bedeutung für die Sophokles-Interpretation; David Robinson würdigt James Adam (1860–1907), den Kommentator von Platons Staat, dessen Nachruhm seine Anerkennung zu Lebzeiten bei weitem übertrifft; Michael Silk gibt eine kritische Darstellung des Wirkens von Walter Headlam (1866–1908), der als einer der bedeutendsten, durch einen frühen Tod aus wichtigen Werken gerissenen Gelehrten gilt (unvollendete Editionen von Herondas und Agamemnon; Headlams Material zur Orestie wurde später sowohl in den Ausgaben und Kommentaren von George Thomson als auch von D.L. Page verwertet); Robert B. Todd berichtet über Leben und Werk des schließlich siegreichen Henry Jackson (1839–1921), dessen philologische Arbeiten (vor allem zu Platon) weitgehend in Vergessenheit gerieten. Mary Beard gibt Informationen über den vielseitigen Sir William Ridgeway (1853–1926), der aus der Interpretation der Hiketiden des Aischylos in seinem Bewerbungsvortrag eine Art vor-feministischer Theorie entwickelte, die später in der Version von George Thomson (Aeschylus and Athens, 1941) einiges Aufsehen erregen und der Gräzistik in der nach dem Zweiten Weltkrieg gewandelten wissenschaftlichen Sicht der neu entstehenden Gesellschaftswissenschaften unverhofftes Prestige einbringen sollte. Und schließlich würdigt N. J. Lowe Arthur Verrall (1851–1912), der Horaz, Aischylos und Euripides edierte und kommentierte und schließlich 1910 der erste Professor of English Literature (King Edward VII chair) in Cambridge wurde; auch nach 100 Jahren sind seine Arbeiten in vielerlei einseitiger Bewertung als sehr umstritten im Gedächtnis geblieben.

Und auch von diesem wesentlichen Beitrag zur Philologiegeschichte führt ein Weg zu Wilamowitz: Die Rezension der von der Cambridge University Press gedruckten Praelections von 1906, die Wilamowitz im Classical Review vom Dezember 1906 geschrieben

hat, ist im sehr lesenswerten lateinischen Originaltext und mit einer kommentierten Übersetzung von E. J. K e n n e y dem Band beigegeben.

Herbert Bannert

* * *

Arbogast S c h m i t t, Platon und das empirische Denken der Neuzeit. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2006. 37 S. (Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der J. W. Goethe-Universität Frankfurt a. M. XLIII. 3.) ISBN 3-515-08823-7

Das Buch ist die Präsentation eines Teilergebnisses des langjährigen Forschungsprojektes, das die Eigenart der Philosophie Platons und Aristoteles' gegenüber neuzeitlichen Philosophien untersucht, und warnt eindringlich davor, Platon oberflächlich als Rationalisten aufzufassen. Diese Warnung gründet in der sehr knappen Darstellung der Erkenntnistheorie dieser beiden Denker.

Die Studie geht von der Konzeption der Wahrnehmung bei Aristoteles aus, wonach wir durch die Aisthesis zunächst nur eine konfuse und abstrakte Kenntnis der Einzeldinge erhielten, und macht diese Konzeption nutzbar für die Erklärung von Platons Theorie der Erkenntnis des Einzelnen und Allgemeinen, wobei gezeigt wird, dass die Positionen von Platon und Aristoteles vereinbar sind. Im Zentrum der Untersuchung steht die Frage, was die im Phaidon beschriebene Hypothese eines Eidos bedeutet. Bei dieser gehe es nicht um die Voraussetzung von immer schon gewussten, die Empirie transzendierenden Vernunftgegenständen, sondern um die auf dem Satz des Widerspruchs basierende Frage nach der Funktion einer Sache, die eine Bestimmung ausdrückt. Wenn man etwas z. B. als ‚groß‘ benenne, muss man voraussetzen, dass das so Benannte Aspekte hat, die genau mit der Sache ‚Groß‘ zusammenstimmen (vgl. 90 [18]). Diese Annäherung Platons an die Lösung des (scheinbaren) Widerspruchs von empirisch-veränderlicher und begrifflich-statischer Welt stellt S. dem Grundkonsens der meisten modernen Philosophien gegenüber, welcher darin bestünde, dass die ‚Wirklichkeit‘ durch das Denken repräsentiert werde. An dieser Charakterisierung kann man kritisieren, dass sie zu stark verallgemeinert und etwa Lösungsansätze des deutschen Idealismus unerwähnt lässt. Doch die konkrete Auseinandersetzung mit diesem Grundkonsens benennt als Bezugspunkte dann explizit die Philosophie von Descartes bis Kant sowie die sprachanalytische Philosophie. Sehr begrüßenswert ist die in diesem Zusammenhang angebrachte Kritik an der Meinung Letzterer, die Welt könne durch eine direkte Bekanntschaft mit den Sinnesdingen kennen gelernt werden. Dieser Meinung hält S. zum Abschluss noch einmal die Auffassung der Erkenntnis von Platon und Aristoteles entgegen, der zufolge man nach der primären Unterscheidungsleistung der Wahrnehmungen und des Denkens fragen müsse, womit die Aufgabe einhergehe, die Unterscheidungsfähigkeit auszubilden. Um die Erfüllung dieser Aufgabe habe sich der von Platon angeregte Bildungsweg der artes liberales bemüht, dessen Prinzipien von dem eingangs erwähnten Forschungsprojekt erhellt werden sollen.

Alfred Dunshirn

Stefan B ü t t n e r, Antike Ästhetik. Eine Einführung in die Prinzipien des Schönen. München: C. H. Beck 2006. 211 S., 14 Abb. (Beck'sche Reihe. 1674.) ISBN-13: 978-3-406-54092-9 ISBN-10: 3-406-54092-9

Ausgehend von einer modernen Fragestellung, dem Kunst- und Ästhetikbegriff der Neuzeit, wie er von Alexander Gottlieb Baumgarten (1714–1762) begründet wurde (einige seiner Texte sind in Ausgaben des Verlags Felix Meiner, Hamburg, zugänglich), stellt B. in diesem

sehr lesenswerten Band einige Positionen der modernen Sichtweise jenen der Antike gegenüber: die Theorie des Schönen schlechthin (Kunst- und Naturschönheit, Frage: Was macht Schönheit aus?); Theorie des Schönen in der Kunst; Ästhetik als allgemeine Kunsttheorie; für die antike Ästhetik stehen die Kapitelüberschriften des Buches: ‚Platons Ästhetik‘, ‚Die Ästhetik des Aristoteles‘, ‚Hellenismus und frühe Kaiserzeit‘, ‚Die Ästhetik Plotins‘. Klar und auch für den angesprochenen weiteren Kreis von Lesern verständlich, in engagierter Weise aufklärerisch ist das besonders schwierige Kapitel zu Platons Ansichten über Schönheit und Kunst. B. belässt es dabei – im Gegensatz zu vielen anderen Darstellungen des Themas – bei Platons Grundprinzip, keine Lehrsätze zu formulieren und dieselben Sachverhalte immer wieder auch anders darzustellen, und zeigt lediglich Verbindungen auf und gibt Verweise. Es wird so deutlich, dass Platon seine Ansichten weniger geändert, als vielmehr immer genauer umrissen und verschärft, mit immer neuen Beispielen umkreist hat, dass Platons Grundgedanken klar und einfach, die weiter gehenden Ausführungen aber philosophisch durchdacht und letztlich auf eine eigene Art systematisch sind.

Mit dem Denken und Wirken des Aristoteles liegt zum ersten Mal die Unterscheidung vor zwischen der Beobachtung dessen, was die Natur aus sich hervorbringt, und dem Eindringen in die Geheimnisse der Natur mit dem Ziel, sie dem Menschen nutzbar zu machen und eine Verbesserung oder wenigstens künstliche Nachahmung von Naturgegebenheiten zu erreichen, kurz: der Antagonismus Kunst – Technik. (Hätte er es gekonnt, hätte Aristoteles, gemäß dem Postulat *ars imitatur naturam*, für die Darstellung von Landschaften wohl eine ähnliche Konstruktion verlangt, wie sie sich Canaletto mit seiner Camera obscura zur detailgetreuen und exakten Wiedergabe der Häuserfront am Canal Grande erfunden hat!) – Zur Poetik des Aristoteles und ihren Aussagen über Kunsttheorie und Ästhetik ist manches mitgeteilt, das eigentlich im Kapitel vorher zu Platons Ästhetik hätte stehen sollen. Wenigstens sollte deutlich darauf verwiesen werden, dass Aristoteles Platons Positionen weiterführt: das Konzept der Mimesis wird von Aristoteles in mancher Hinsicht trivialisiert. Und was die Haltung gegenüber Artefakten angeht, wie Platon sie am Anfang des 10. Buchs der *Politeia* herausarbeitet, greift Aristoteles letztlich auf Platons Erkenntnisse zurück. Denn es ist wohl nicht berechtigt, dass – bei allem Respekt vor der analytischen Leistung des Aristoteles, vor seiner Fähigkeit, Wesentliches auf den Punkt zu bringen – i. A. davon ausgegangen wird, dass das Denken des Aristoteles generell einen Fortschritt gegenüber Platon darstellt: in vielen Punkten gerade der ästhetischen Untersuchungen hat Platon einen tiefer gehenden Standpunkt. Aristoteles hat oft vereinfacht und Platons Denkansätze durch (auch materielle) Analysen ersetzt. So sagt B. über die Behandlung der Tragödie in der Poetik treffend: „In Kapitel 6 definiert und ‚seziert‘ er sie in ihre Teile.“ (83). Auch bei der Nachzeichnung der Gedankenführung wählt B. einen einfachen und direkten Zugang, etwa bei der Gesamtbeurteilung des König Ödipus mit Kritik an den späteren, übertriebenen und romantisierenden Deutungen. (Es ist allerdings ein alter Irrtum, wenn auch B. sagt, Iokaste habe zu dem Zeitpunkt, als sie ins Haus stürzt, „die gleichen Informationen über Ödipus wie er selbst“: Ödipus hat immer nur Stücke in der Hand, und Iokaste zieht die richtigen Schlüsse aufgrund ihrer weiter reichenden Vorinformationen früher, als Ödipus selbst dazu in der Lage ist: 87.)

Gut informierende Abschnitte über Cicero, Seneca, Philodems Referate, Vitruv, Dionysios von Halikarnass, Quintilian, Pseudo-Longinus und die *ars poetica* des Horaz führen die Zeichnung der Entwicklung weiter. Zum Abschluss, gleichzeitig zurückgreifend auf Platon, steht eine aufschlussreiche zusammenfassende Erklärung von Plotins Haupttexten, Enn. 1, 6 (Über das Schöne) und 5, 8 (Schönheit, Künste und Mimesis).

Herbert Bannert

Le Défi de l'art. Philostrate, Callistrate et l'image sophistique. Études réunies et présentées par Michel Constantini, Françoise Graziani et Stéphane Rolet. Rennes-Poitiers: Presses Universitaires de Rennes 2006. 290 S. (La Licorne. 75.) ISBN 2-7535-0257-9 ISSN 0398-9992

Das verstärkte Interesse an der Zweiten Sophistik hat neben einer konzisen Gesamtdarstellung (Timothy Whitmarsh, *The Second Sophistic*, Oxford: Oxford University Press 2005) gerade zu Werken des Älteren Philostrat groß angelegte Einzelstudien hervorgebracht: Peter Grossardt, Einführung, Übersetzung und Kommentar zum ‚Heroikos‘ von Flavius Philostrat, Basel: Schwabe 2006 (Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft. 33.) und Thomas Schirren, *Philosophos Bios*. Die antike Philosophenbiographie als symbolische Form. Studien zur *Vita Apollonii* des Philostrat. Heidelberg: Winter 2005 (Bibliothek der Klassischen Altertumswissenschaften. 115.).

Im vorliegenden Tagungsband, in dem die Eikones des Älteren Philostrat und die Ekphra-seis des Kallistratos im Zentrum stehen, verbindet sich diese Philostrat-Renaissance mit einem Schwerpunkt der aktuellen literaturwissenschaftlichen Forschung: Kunstbeschreibungen und medien-spezifischen Diskursen. So sind zwar Beiträge mit allgemein einführendem Charakter (Marie-Henriette Quet, *Voir, entendre, se souvenir*; 31–61), zur Struktur (Nina V. Braguinskaya - Dimitri Leonov, *La composition des Images de Philostrate l'Ancien*; 9–29) oder zu Einzelaspekten wie der Landschaftsdarstellung (Agnès Rouvert, *Les paysages de Philostrate*; 63–76) enthalten, die Mehrzahl der Autoren konzentriert sich jedoch auf das Verhältnis von Bild und Text, auf die durch Wort oder Bild geschaffene Illusion (Clélia Nau, *Sommeil et mort, délire et rêve dans une galerie de tableaux*; 171–196) und den damit gegebenen Bezug zu philosophischer Kunstkritik (Filippo Fimiani, *Des eaux mentales: vision et cécité chez Philostrate*; 197–211). Als besonders anregend erweisen sich zwei Beiträge, die im Gegensatz zur lange üblichen Rezeption der Eikones als Quelle für die Kenntnis antiker Malerei die Aufmerksamkeit auf den präsentatorischen Rahmen lenken und die unterschiedlichen Ebenen der Fiktion würdigen: Überzeugend interpretiert Gisèle Mathieu-Castellani (*Une leçon d'amour en soixante-cinq tableaux ou l'énigme du sexe dans les images*; 153–169) die Beschreibungen des Sophisten als Einführung des Knaben in die Geheimnisse des Eros, ja geradezu als Versuch der Verführung. Noch grundlegender ist der Ansatz von Ruth Webb (*The Images as a fictional text: Ekphrasis, apaté and illusion*; 113–136): Die gezielt eingesetzte Doppeldeutigkeit von *γράφειν* und besonders der Vergleich mit der Malerei, der mehrfach auf das als lebendige Szene betrachtete Bild angewandt wird, lasse den Leser seine Position gegenüber dem Text Philostrats reflektieren; die Wirkung von Fiktionalität beruhe auf dem Wechselspiel von Illusion und distanzierterem Bewusstsein der Täuschung. Als Antwort auf die Platonische Kritik an der Kunst als Nachahmung ohne Realitätsgehalt versteht Françoise Graziani (*La vérité en image: la méthode sophistique*; 137–151) die Einleitung der Eikones, die den Paragone von Malerei und Skulptur über Jahrhunderte prägte. Mit dieser setze sich Callistratus implizit auseinander und lote seinerseits die Möglichkeiten der Skulptur aus, die das Wesen des Dargestellten zum Ausdruck bringen könne.

Es ist ein Verdienst des Bandes, neben Philostrat den noch weit weniger beachteten (und erst durch eine rezente kommentierte Edition: *Ars et Verba*. Die Kunstbeschreibungen des Kallistratos. Einführung, Text, Übersetzung, Anmerkungen und archäologischer Kommentar von Balbina Bähler und Heinz-Günther Nesselrath, Leipzig: Saur 2006, neu erschlossenen) Kallistratos ins gebührende Licht zu rücken: Michel Constantini (*Marmoréen mais encore*. Introduction à Callistrate; 93–111) bietet eine impressionistische Betrachtung unter-

schiedlicher Aspekte der Statuenbeschreibung von der Antike zur Moderne. Eine Aufnahme der handschriftlichen Überlieferung durch Simone Follet und Brigitte Mondrain als Vorarbeit für die Ausgabe in der Collection des Universités de France (La tradition manuscrite des Descriptions de Callistrate; 77–92) belegt die Verbreitung des Textes vor der Aldina von 1503 und dokumentiert damit zugleich eindrucksvoll die einstige Beliebtheit des Autors. Als wichtiges Zeugnis seiner Rezeption in Frankreich wird die erstmals 1597 erschienene und bis 1637 mehrfach nachgedruckte Übersetzung des Diplomaten und Kryptographen Blaise de Vigenère (1523–1596) von Françoise Graziani, der Herausgeberin von Vigenères Philostrate-Übertragung (Philostrate, Les Images ou Tableaux de Platte-Peinture. Traduction et commentaire de Blaise de Vigenère [1578], Paris 1995), in einer Neuedition vorgelegt.

Einen Schwerpunkt in der Rezeptionsgeschichte erhält der Band vor allem durch den umfangreichen Beitrag zur Philostrate-Benützung in den *Hieroglyphica* des Pierio Valeriano (1477–1558), einem der wichtigsten Kompendien zur Bildersprache des 16. und 17. Jahrhunderts, das in 58 Einzelabhandlungen die symbolischen Bedeutungen der Tierwelt, des menschlichen Körpers, von Artefakten und Pflanzen bespricht und die antike Bildwelt unter Einschluss der Kunst hieroglyphisch (im Verständnis der Renaissance) nutzbar macht (Pierio Valeriano lecteur de Philostrate. L'image écartelée; 213–260). Stéphane Roret, der Pionier einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit den *Hieroglyphica* (Les «Hieroglyphica» [1556] de Pierio Valeriano: Somme et source du langage symbolique de la renaissance, thèse Tours, im Druck), weist auf der Basis genauer Textvergleiche die vielfältige Präsenz der Eikones in den *Hieroglyphica* nach, wobei unterschiedliche Interessen des Humanisten Valeriano wirksam sind: Roret liefert Beispiele für philologische Arbeit am Philostrate-Text ebenso wie für die geradezu emblematische Aufbereitung (auf den Spuren Andrea Alciatos), die im Falle der von Zephyr inspirierten Schwäne (*Hieroglyphica* 23 Olor) sogar zur Illustration (des Details) eines Philostrategemäldes führt (I 9 Ἐλος). Obwohl die als künstlerische Einheiten nach den Gesetzen literarischer Ekphrasis komponierten Beschreibungen Gefahr laufen, in einem Handbuch symbolischer Bildersprache fragmentiert zu werden, ist Valeriano bemüht, in seiner lateinischen Bearbeitung die stilistischen Qualitäten des Originals zu erhalten; er legt in sein Werk geradezu ‚versteckte Bilder‘ ein: Die umfangreichste Übernahme (46 Nili urnae; I 5 Πήχεις) – motiviert durch persönliche Erinnerung an einen Freund und an eine antike Statuette in dessen Besitz – gerät zu einer Auseinandersetzung mit den Grenzen von Literatur und bildender Kunst. Mit seiner Umgestaltung von Philostrats Eroses (I 6; *Hieroglyphica* 53 Poma) schuf Valeriano eine eigene Bildkomposition, die – wie Roret an Annibale Carraccis Schlafender Venus (Chantilly, Musée Condé) im Vergleich mit Tizian zeigt – als Vorlage für neuzeitliche Gemälde mit Philostrate konkurrieren konnte.

Elisabeth Klecker

* * *

Luc de Coninck-Bertrand Coppieters 't Wallant-Roland De-meulenaere, La tradition manuscrite du recueil *De verbis domini* jusqu'au XII^e siècle. Prolégomènes à une édition critique des *Sermones ad populum* d'Augustin d'Hippone sur les évangiles (*serm.* 51 sqq.). With an English Summary and a New Critical Edition of *serm.* 52, 71 and 112. Turnhout: Brepols 2006. 272 S. (Instrumenta Patristica et Mediaevalia. 45.) ISBN 2-503-52257-2

Das vorliegende Buch ist dem Andenken P.-P. Verbrakens gewidmet, der mit seinen Forschungen zu den Predigten des Augustinus den Weg bereitet hat, dem die drei Verfasser folgen. Das Buch soll als Vorstudie zu der lange erwarteten kritischen Edition der Predigten des Augustinus im Corpus Christianorum dienen. Es behandelt nur den Bereich der *recensio codicum* und verzichtet auf Erklärungen zu Sprache oder Entstehungsgeschichte der behandelten Predigten. Methodik und Ziel sind von Verbraken vorgegeben: Die um 700 entstandene Predigtsammlung ‚De verbis domini‘ (= VD) enthält gemeinsam mit ‚De verbis apostoli‘ (= VA) 98 größtenteils authentische Predigten des Augustinus, von denen 40 nur in dieser Sammlung überliefert sind. Um innerhalb dieser weit verzweigten und von zahlreichen Kontaminierungen durchsetzten Predigtsammlung die besten Textzeugen und die verwandtschaftlichen Beziehungen der einzelnen Handschriften zueinander zu ermitteln, hat bereits Verbraken jene drei Predigten ausgewählt, die auch in Handschriften der von VD als Quelle benutzten Sammlung (*collectio Sessoriana*) enthalten sind (sermo 52 [= VD 63], sermo 71 [= VD 11] und sermo 112 [= VD 33]), und in drei aufeinander folgenden Bänden der *Revue Bénédictine* ediert (Rev. Bén. 74 [1964], 9–35; 75 [1965], 54–108; 76 [1966], 41–58). Der Vergleich beider Überlieferungsstränge (bei sermo 52 und 71 kommen noch andere hinzu) erlaubt es, im Außenverhältnis die Zuverlässigkeit von VD gegenüber seiner Quelle, im Innenverhältnis die Beziehungen der einzelnen Handschriften von VD zueinander und ihren Überlieferungswert zu erkennen. Die mit dieser Methode erzielten Ergebnisse sollen vor allem bei jenen Predigten Anwendung finden, die nur in VD überliefert sind.

Das Buch ist in zwei Hauptteile gegliedert: Im ersten (13–137) werden nach einer (gegenüber Verbraken umfangreicheren) Auflistung der benutzten Textzeugen diese zunächst aufgrund äußerer Kriterien (Zusammenstellung der Texte, Textausfall, etc.), danach aufgrund von Bindefehlern in zwei Hauptstränge eingeteilt: die vorwiegend im deutschsprachigen Bereich bezeugte Familie A und die in Frankreich beheimatete Familie B. Beide zerfallen ihrerseits, wie anhand von mehreren Tabellen und Teilstemmata demonstriert wird, in zahlreiche Untergruppen und vereinigen in sich aufgrund mehrerer Kontaminationsvorgänge die Lesarten verschiedener Familien. Zu den beiden Familien A, B kommt als dritte eine Familie C, die anders als bei Verbraken nicht aus B, sondern aus A abgeleitet wird und originäre Lesarten aus A, die in A durch Kontamination verschwunden sind, bewahrt. Aus diesem Überlieferungsbefund werden Kriterien für die Edition formuliert, welchen Handschriften(konstellationen) der Vorzug zu geben ist. Der Ursprung der einzelnen Familien und ihres Verhältnisses zueinander bleibt im Dunkeln. Eine englischsprachige Zusammenfassung schließt den ersten Teil ab. – Manche Tabellen sind wenig überzeugend: So sind die zwei (einzigen!) Beispiele (42) *negantes/negant* (als *lectio facilior*) bzw. *pacis/paci* (vor *sicut!*) eine sehr schwache Basis, um einen signifikanten Zusammenhang bestimmter Handschriftenkonstellationen zu erweisen; ebenso verhält es sich bei Tabelle 7 (45f.), in der nur zwei insignifikante Varianten in biblischem Kontext (*blasphemaverunt/-erint* bzw. *promissionem/repromissionem*) eine bestimmte Kontamination erweisen sollen.

Im zweiten Teil (141–254) wird eine Neuedition der drei Predigten vorgelegt. Jedem Text geht ein Stemma, das die Stellung von VD im Kontext der anderen Handschriften veranschaulichen soll, und ein *conspectus siglorum* voraus (im Stemma von sermo 52 ist die Sigle P₁ nicht erklärt – vgl. Verbraken, Rev. Bén. 74 [1964], 14; bei den auf S. 22 als P₁ und P₂ bezeichneten Handschriften handelt es sich um P₂ und P₃). Den Text begleitet erstmals ein Apparat der verwendeten Textzeugen. Zahlreiche Handschriften aus VD wurden bei der Textkonstitution eliminiert. Die Reduktion auf eine Zahl von 15–20 tatsächlich im Apparat genannten Handschriften hat zwar den Vorteil, dass der textkritische Apparat übersichtlicher wird, aber – gerade bei einer Probeedition wie dieser, deren Schwerpunkt auf Überlieferungsgeschichte liegt – den Nachteil, dass die in Teil 1 gebotenen Beispiele nur bedingt am

konkreten Text überprüfbar sind. Der Apparat suggeriert daher oft, dass die Überlieferungssituation klarer und eindeutiger ist, als sie etwa in den Tabellen präsentiert wird.

Im Text selbst sind bemerkenswerte Verbesserungen gegenüber *V e r b r a k e n* zu verzeichnen (sie werden im Anhang mit teilweise sehr knappen Kommentarangaben aufgelistet: 255f.), z. B. die Lesart *inserta* (sermo 52, 38) oder die Einfügung (*nisi*) (sermo 112, 153). An einigen Stellen wäre jedoch die Rückkehr zum Text der Mauriner zu erwägen: sermo 71, 105: *isti sunt similes, qui ... dixerunt*: Warum wird *isti* wie bei *Verbraken* als Archetypusfehler angegeben, aber nicht durch Konjekturen von notwendigem *istis* (wie in VD) berichtigt? – sermo 112, 26: Bei der Alternative *tres* (VD) / *fratres* (Sess.) kann die Entscheidung nur zugunsten des vom Kontext erforderlichen *tres* fallen. Die schon von *Verbraken* vorgenommene Verbindung beider Varianten zu ... *fratres*? *Tres* ... läuft dem Kontext (unmotiviertes *fratres*) und dem Überlieferungsbefund zuwider; ebenso sollte in sermo 112, 42–44 der Lesart von VD der Vorzug gegeben werden: Der nur in VD überlieferte Zusatz *quinque numerantur sensus carnis huius* wird im Folgenden folgerichtig von *advertunt, commoniti ... ergo* aufgenommen, während die Lesart von Sess. (Ausfall durch Homoioteleuton, *adverterunt, commoti ... vero*), die in den Text aufgenommen ist (allerdings *commoniti* und nicht *commoti* – eine merkwürdige Mischung beider Überlieferungsstränge!), dem Kontext nicht gerecht wird. Auch bei der Interpunktion kann man Verbesserungen gegenüber den Maurinern bzw. *Verbraken* verzeichnen, etwa bei der Ersetzung des Doppelpunkts vor *quia* (z. B. sermo 71, 552. 625. 690); diese ist aber nicht konsequent durchgeführt: in sermo 71, 566–569 darf die Junktur *ideo ... quia* nicht durch stärkere Interpunktion getrennt werden (vgl. auch sermo 71, 546); in sermo 112, 32: *in villa emptā, dominatio notatur* ist der Beistrich keine Lesehilfe. In sermo 52, 258–261 wird das Trikolon durch eine neue Interpunktion zerstört.

Bibelstellen und Quelltexte sind mit großer Sorgfalt aufgeschlüsselt; bemerkenswert ist die Entdeckung zweier Parallelen zu loc. hept. (sermo 71, 608–612). Aus Gründen der Übersichtlichkeit sollten Bibelstellen, auf die nach längerem wieder angespielt wird, erneut nachgewiesen werden (z. B. sermo 52, 411: Sap. 9, 15; sermo 71, 700: Rm. 5, 5); Bibelzitate des Augustinus sollten im Druckbild (durch Kursivdruck) ausgezeichnet werden, z. B. sermo 71, 441 (Act. 2, 4): *usque ad pentecosten*; sermo 71, 465 (Rm. 2, 5): *cordis sui*.

Die Kritikpunkte sind freilich nur als Details zu verstehen, die den Wert der vorliegenden Studie und ihren Fortschritt gegenüber *Verbraken* nicht schmälern. Mit großer Erwartung sehen wir der nächsten Edition der *Sermones* im CC entgegen, in der die Ergebnisse des mühe- und verdienstvollen Unternehmens erstmals für die Edition von nur in VD überlieferten Predigten angewendet werden sollen.

Clemens Weidmann

Sulpice Sévère, Gallus. «Dialogue sur les vertus» de saint Martin. Introduction, texte critique, traduction et notes (de) Jacques Fontaine avec la collaboration de Nicole Dupré. Paris : Les Éditions du CERF 2006. 380 S. (Sources Chrétiennes. 510.) ISBN-13: 978-2-204-08302-7 ISSN 0750-1978

Mit diesem bald nach Martins Tod (397 n. Chr.) erstellten und seine Vita ergänzenden Werk liegt das gesamte literarische Œuvre des Sulpicius Severus in der für die Sources Chrétiennes üblichen Form vor: mit ausführlicher Einleitung (96 S.), Übersetzung und vielen erklärenden Anmerkungen. Die Vita Martini hatte der berühmte Philologe F. bereits in den Jahren 1967–1969 in drei Bänden herausgebracht (SCh 133–135), vom ersten Band legte er vor kurzem (2004) eine zweite, verbesserte Auflage vor; die Chronik, erstellt von Ghislaine de Senneville-Grave, erschien 1999 (SCh 410; auf der dritten Umschlagseite des vorliegenden

Bandes sind die Bandnummern allerdings vertauscht). Die Grundlage des lateinischen Textes aller Bände bildet die erste textkritische Edition von Karl Halm, Band 1 des CSEL aus dem Jahr 1866. Halm hatte seinerzeit neben einem spätantiken Codex (entstanden in Verona im Jahr 517) aus der Fülle mittelalterlicher Handschriften nur drei des 10., 11. und 14. Jh. und die Editio princeps aus c. 1480 herangezogen, da der Text aufgrund seiner großen Beliebtheit bereits im Mittelalter stark zerlesen war. F. fügte ihnen jetzt nur das (Halm nicht bekannte) ‚Book of Armagh‘ hinzu, den einzigen aus Irland stammenden (und wegen seiner ‚Patriciana‘ berühmten) frühen Textzeugen der ‚Martiniana‘ des Sulpicius aus dem Jahr 807, und bietet nur eine kleine Auswahl aus Halms textkritischem Apparat. Auf Grund dieser Beschränkung treten allerdings die Überlieferungsverhältnisse nicht immer klar zutage.

Ein Beispiel mag genügen: dial. 1, 13, 3 ist eine Variante aus Halms Apparat in den Text aufgenommen und dazu vermerkt: „pecude *Rosw. et cod. Berol.*, pecore *MD, Halm*“ (*M* bezeichnet die editio princeps, *D* das Book of Armagh; die Angabe *Rosw. et cod. Berol.* ist ohne Erläuterung aus Halms Apparat übernommen); nicht vermerkt ist, dass der alte Codex aus Verona durch Blattverlust an dieser Stelle fehlt und alle von Halm zur Texterstellung herangezogenen Handschriften *pecore* bieten; und zu *Rosw.* findet sich in Halms Apparat zu 1, 3, 4 die Angabe: *Rosweyodus (in Vit. patrum lib. IV) qui bono libro usus est.* – Leider fehlt eine Zusammenstellung der Abweichungen zu der vor mehr als 140 Jahren erstellten Edition, wodurch F.s Leistung für die Texterstellung nicht genügend deutlich wird.

Neu (und sicher richtig) ist der gewählte Werktitel ‚Gallus‘ nach einem der drei Unterredner: er findet sich zwar nicht in den Handschriften, ist aber in einem kurz nach 410 erschienenen Werk des Hieronymus bezeugt und entspricht den als Vorbild dienenden Dialogen Ciceros. Die ausführlichen Anmerkungen zum lateinischen Text lassen die hervorragende klassische Bildung erkennen, die der aus einer angesehenen aquitanischen Familie stammende und vor seiner *Conversio* als Rechtsanwalt tätige Autor in Bordeaux erhalten hat.

Mit diesem Band wird ein in mehrfacher Hinsicht interessanter Text einem größeren Forscherkreis erschlossen: im ersten Buch gibt der Martinverehrer Postumianus mit dem Bericht über seine Pilgerreise in den Osten ein anschauliches Bild vom Leben der ägyptischen Einsiedler und vom Streit zwischen den Mönchen und den Bischöfen um Origenes, im zweiten bemühen sich die Dialogpartner, die überragende Bedeutung Martins gegen zahlreiche Angriffe und Widerstände herauszustellen bzw. zu verteidigen. Als Frucht intensiver, fast lebenslanger Beschäftigung des hochbetagten Herausgebers mit den ‚Martiniana‘ des Sulpicius verdient diese doppelsprachige, kommentierte Edition höchste Anerkennung. *Michaela Zelzer*

Dirk Kurt Kranz, *Bibliografia delle bibliografie patristiche e materie affini. Un sussidio didattico e di ricerca.* Roma: Ateneo Pontificio Regina Apostolorum 2005. 280 S. (Sussidi e strumenti didattici. 3.) ISBN 88-89174-30-7

Wie aus dem Vorwort hervorgeht, will der Autor mit diesem Buch hauptsächlich Studierenden der Patristik eine Orientierungshilfe für bibliographische Recherche in Form einer Metabibliographie bieten, in der die Hauptthemen der griechischen und lateinischen Patristik abgedeckt sind. Eine Beurteilung des nun vorliegenden Ergebnisses wird sich danach zu richten haben, wie vollständig die relevanten Publikationen enthalten sind, wie ausgewogen ihre Auswahl und wie praktikabel ihre Strukturierung ist.

Für den ersten Abschnitt („Strumenti generici“), der bibliographische Hilfsmittel allgemeiner Ausrichtung auflistet – hier wie auch sonst sind innerhalb eines Kapitels die Angaben chronologisch gereiht – gilt dasselbe wie für alle weiteren: Viele Einträge sind hilfreich und zielführend, einige in Anbetracht der intendierten Benutzer entbehrlich (etwa 1.23: Weyrauch

E., Wolfenbütteler Bibliographie zur Geschichte des Buchwesens im deutschen Sprachgebiet [1840–1980]), manche vermisst man (in der Kategorie „2 Periodici, bolletini e indici bibliografici pluridisciplinari“ hätte sich neben der Zeitschrift *Gymnasium* [2. 13] und der Theologischen Rundschau [2. 23] etwa auch die Zeitschrift für antikes Christentum eine Erwähnung verdient), andere sind falsch placiert (33. 54 E. A. Schmidt, *Augusteische Literatur: System in Bewegung*, hätte statt unter „Bibliografie generiche degli studi classici-patristici“ besser unter „Guide bibliografiche generiche per l’antichità, il medioevo (fonti e storia)“ gereiht werden sollen). Ähnliche Inkonsistenzen begegnen leider auf Schritt und Tritt: Unter 37. 7 finden sich die „Initia Patrum Graecorum“ von C. Baur, das lateinische Pendant aber fehlt (M. Vattasso, *Initia patrum aliorumque scriptorum ecclesiasticorum Latinorum*); zu Hieronymus ist die „Bibliotheca Hieronymiana manuscripta“ von Lambert zitiert (36. 45. 1), nicht aber an entsprechender Stelle (36. 7) die Bände von „Die handschriftliche Überlieferung der Werke des Heiligen Augustinus“. Besonders auffallend ist das Missverhältnis, wenn K. in der Rubrik „Augustinus Hipponensis“ einen Aufsatz von G. Luongo über Autobiographie und Exegese in den *Confessiones* zitiert (36. 7. 28), hingegen die wichtigste moderne Augustinus-Bibliographie, die im *Corpus Augustinianum* Giessense besteht, außer Acht lässt. Fälle wie diese können nicht mehr mit – unvermeidlicher – Subjektivität bei der Auswahl begründet werden.

Das Material ist nach dem Prinzip der zunehmenden Fokussierung strukturiert und führt von allgemeinen Bibliographien (Kapitel I) zu jenen, welche Rand- und Nachbargebiete der Patristik (Kap. II), die Patristik allgemein und einzelne patristische Autoren (Kap. III) sowie Nachschlagwerke und (elektronische) Hilfsmittel (Kap. IV) abdecken. Kap. II zeigt deutlich K.s Bemühen um breite Fächerung der Themen (Recht, Archäologie, Wissenschaften etc.), der Schwerpunkt liegt auf theologisch motivierten Kategorien (Dogmatik, Häresien, Exegese, Liturgie, etc.). Dies mag erklären, warum in diesem Kapitel unter der Überschrift „Apocrifi – scritti pseudepigrafici – letteratura intertestamentaria“ Bibliographisches zu biblischen Apokrypha und Pseudepigrapha präsentiert wird, die überaus reiche pseudepigraphische Literatur der Antike einschließlich der Spätantike aber fehlt, und warum Autoren der griechischen und römischen vorchristlichen Antike, sofern sie überhaupt für die Patristik von Bedeutung sind, bald nach inhaltlichen (Philosophie, Rhetorik etc.), bald nach formalen Gesichtspunkten (Dichtung) behandelt werden (immerhin erweist sich der Index auf S. 243 als hilfreich); mitunter fehlen auch bei ihnen die wichtigsten Bibliographien (Homer: P. Holoka, *Homer Studies* 1978–1983. I/II. CW 83 [1989/1990], 393–461; 84 [1990/1991], 89–156; M. Steinrueck, *Bibliographie homérique années 1991–1994*, *Gaia* 1/2 [1997], 83–231), einige relevante Autoren wurden überhaupt vergessen (Hesiod, Arat, Statius, Lucan, Gellius etc.). Hier erhebt sich die Frage, ob K. nicht klüger daran getan hätte, dieses Kapitel überhaupt zu streichen. Warum die Epigraphik unter „15. Lingue“ angeführt ist, bleibt unerklärt, wohingegen die Überschrift „20. 15 Paesi Baltici“ für Publikationen zu Illyrien ein bloßes Versehen ist.

Im Kapitel III sind die größeren Autoren (befremdlich die falschen Namensformen für Iuuenus und Hippolytus) vollständig vertreten, mit den angedeuteten Einschränkungen kann der Benutzer sich jeweils einen guten Überblick über die bibliographische Situation verschaffen. Doch auch hier gibt es Ungereimtheiten: Weshalb etwa ist Johannes Scottus Eriugena – noch dazu als einziger Autor des 9. Jh. – berücksichtigt, und wie sind die nicht einmal pseudepigraphisch als Autoren bekannten Heiligen Barbara (36. 10) und Nikolaus (36. 63) in diesen Abschnitt geraten? – Leider mindern diese Kritikpunkte den Wert des an sich nützlichen Hilfsmittels erheblich!

Dorothea Weber

* * *

Il riso. Atti delle I Giornate Internazionali Interdisciplinari di Studio sul Medioevo: ‚Homo risibilis‘. Capacità di ridere e pratica del riso nelle civiltà medievali (Siena, 2–4 Ottobre 2002), a cura di Francesco Mosetti Casaretto, con indici a cura di Michael P. Bachmann. Alessandria: Edizioni dell’Orso 2005. XII, 404 S. (Ricerche Intermedievali. 1.) ISBN 88-7694-864-3

Die hier vorzustellende neue Reihe Ricerche Intermedievali wurde von F. Mosetti Casaretto begründet und wird auch von ihm betreut. Sie versteht sich als Publikationsorgan für interdisziplinär angelegte Themen der Mediävistik, ohne den diachronen Aspekt, den Ursprung der jeweiligen Thematik in der Antike und deren Rezeption im Humanismus, außer Acht zu lassen. Die drei ersten Bände enthalten ausschließlich Kongressakten: die Beiträge der interdisziplinären Tagungen über das Lachen im Mittelalter bzw. über das mittelalterliche Theater (Siena 2002 und 2004) und der Tagung über Homoerotik in der mittelalterlichen Literatur (Genova 2005). Erschienen ist vor einigen Monaten der erste Band, der die Akten des ebenfalls von Mosetti Casaretto in Siena im Jahr 2002 veranstalteten interdisziplinären Kongresses zu dem Thema ‚Homo risibilis‘ bietet. Die Beiträge versuchen, sich dem anthropologisch und kulturell bedeutenden Phänomen des Lachens von verschiedenen Seiten her zu nähern: So wird einerseits die ontologische Fähigkeit des Menschen, nach Aristoteles *risus capax* zu sein, in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt, andererseits die kulturelle und ethische Bewertung, die dem Lachen in den verschiedenen Gesellschaften des Mittelalters zukommt; der Bogen reicht dabei von der strengen Geisteshaltung der Kirche, die das ernste Antlitz Christi zur Norm erhebt, bis zu den grotesk-karnevalesken Zügen des Lachens im laizistischen Mittelalter. Der Band enthält die Untersuchungen folgender Autoren: Marta Cristiani (über das Lachen in Dantes Commedia), Giovanni Manetti (zu der aristotelischen Definition der Komik in sprachlichen Phänomenen als eines Resultats einer falschen Interpretation), Kurt Smolak (über verschiedene Aspekte des Lachens in der lateinischen Spätantike), Enrico V. Maltese (Lachen in der byzantinischen Literatur), Michael P. Bachmann (zu Theorie und Praxis des Lachens in der Scholastik des späten Mittelalters), Réginald Grégoire (zu den *ioca monachorum*), Francesco Mosetti Casaretto (zum Lachen in der Umarbeitung der Cena Cypriani durch Hrabanus Maurus), Giulio d’Onofrio (Lachen des Philosophen), Carla Casagrande (zur Freude und zum Lächeln der Seligen im Paradies), Jeannine Horowitz (zur Satire in der Polemik zwischen Gnosis und Orthodoxie), Massimo Bonafin (Lachen in Parodien des Mittelalters), Danielle Bohler (zum Lachen als ‚Strafe‘ in der altfranzösischen didaktischen Literatur), Stefano Pittaluga (Witze und Pointen in der mittellateinischen Literatur), Nicolò Paserio (Lachen als Zeichen des Erkennens), Gavina Cherci (Lachen des Narren), Margherita Lecco (Lachen im Roman de Renart), Ernesto Sergio Mainoldi (anagogische Bedeutung der Jubel-Musik im Werk des Guillaume de Machaut), Lola Badiá (Komik im Werk ‚Lo Somni‘ des katalanischen Autors Bernat Metge), Cecilia Panti (Funktion eines die Geige spielenden Wolfes als Illustration eines philosophischen Textes über die Seele in einer Handschrift in Siena).

Christine Ratkowitzsch

Heinz Barta-Theo Mayer-Maly-Fritz Raber (Hg.), Lebend(ig)e Rechtsgeschichte. Beispiele Antiker Rechtskulturen: Ägypten, Mesopotamien und Griechenland. Bd. 1: H. Barta (Hg.), Recht und Kultur. Wien: LIT Verlag 2005. 288 S. ISBN 3-8258-8577-1

Der Band vereint die Beiträge der ersten Innsbrucker Tagung „Lebend(ig)e Rechtsgeschichte“ vom 7. und 8. Oktober 2004 mit der berühmten Frankfurter Antrittsvorlesung Hans Erich Trojes aus dem Jahre 1970 zu „Europa und dem griechischen Recht“ und einem darauf rekurrierenden Vortrag, den Troje am 11. Dezember 2004 in Innsbruck gehalten hat. (Mittlerweile fand 2006 bereits die dritte Tagung statt: Lebend(ig)e Rechtsgeschichte. Rechtsgeschichte und Interkulturalität – zum Verhältnis des östlichen Mittelmeerraumes und Europa im Altertum, Innsbruck, 13./14. 10. 2005; Lebend(ig)e Rechtsgeschichte. Menschliche und göttliche Gerechtigkeitsvorstellungen in der antiken Welt, Innsbruck, 13.–15. 12. 2006. Die Publikationen dazu sind in Vorbereitung.) Die hier gesammelten Aufsätze betonen – wie es Theo Mayer-Maly in der Vortragsskizze „Vom Lebenswert der Rechtsgeschichte“ (12–15) formuliert – die Bedeutung der (antiken) Rechtsgeschichte für (moderne) Rechtserkenntnis und haben dafür den Schwerpunkt im ägyptischen, orientalischen und griechischen Recht. Letzterem ist Trojes Beitrag gewidmet, der die Leistungen des griechischen Rechts für die europäische Rechtsentwicklung in ein neues Licht rückt (249–269; dazu „Bemerkungen zu Europa und das griechische Recht“, 270–281). Auch Heinz Barta behandelt griechisches Recht, wenn er der dogmatischen Frage über „Die Entstehung der Rechtskategorie Zufall“ nachgeht (17–115) und dafür, ausgehend von der zweiten Tetralogie Antiphons, eben diese mit römischrechtlichen Normen (etwa 12 Tab 8, 24a) oder römischrechtlicher Diskussion (etwa dem sog. ‚Speerwerferfall‘ in D 9.2.9.4.) kontrastiert. Schaffik Allam gewährt in seinem Aufsatz „Von der altägyptischen Frau“ (116–180) Einblicke in das altägyptische Familienrecht und die darin – freilich nur im Vergleich mit den anderen männerdominierten Kulturen der Antike – privilegierte Stellung der Frau. Hans Neumann gibt mit „Der Beitrag Mesopotamiens zur Rechtsgeschichte – Bürgerschaft und Pfand als Mittel zur Vertragssicherung“ (181–204) einen guten Überblick über die Genese personaler und realer Sicherungsrechte im alten Orient, so etwa bezüglich der Entwicklung des Sicherungspfandes aus dem Verfallspfand am Übergang von der alt- zur neubabylonischen Zeit. Robert Rollinger schließlich bietet mit dem Beitrag „Neuassyrische Staatsverträge und Homer. Ein transkultureller Vergleich“ (205–248) eine gekürzte, überarbeitete und aktualisierte Version seines grundlegenden Aufsatzes „Die Verschriftlichung von Normen“, in dem er eindrucksvoll die Zusammenhänge zwischen der neuassyrischen und der in Ilias und Odyssee (in insgesamt 23 Passagen) dokumentierten Vertragspraxis aufzeigt (R. Rollinger, Die Verschriftlichung von Normen: Einflüsse und Elemente orientalischer Kulturtechnik in den homerischen Epen, dargestellt am Beispiel des Vertragswesens, in: R. Rollinger - C. Ulf [Hg.], Griechische Archaik. Interne Entwicklungen – Externe Impulse, Berlin 2003, 349–425). Ein Autorenindex schließt den dichten und durch neue Ansätze zur Erfassung von Aufgabe und Bedeutung antiker Rechtsgeschichte ausgezeichneten Band ab. *Philipp Scheibelreiter*

Theodor Lindken - Rudolf Rehn (Hg.), Die Antike in Nietzsches Denken. Eine Bibliographie. Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier 2006. 207 S. (Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 69.) ISBN 3-88476-821-2

Die Bibliographie zu Nietzsches Auseinandersetzung mit der (heidnischen) Antike listet etwa 1500 Titel (alphabetisch nach Verfassern geordnet) auf und umfasst laut Hinweis im Vorwort die bis zum Ende des Jahres 2005 erschienenen relevanten Arbeiten. Durch drei umfangreiche Indices am Ende des Bandes ist diese Liste gut zu benützen. Die Indices geben an, welche der in der Bibliographie genannten Arbeiten sich mit bestimmten Persönlichkeiten, zentralen Begriffen der Philosophie Nietzsches oder mit einzelnen Werken Nietzsches beschäftigen. Bei Titeln, die sich nicht ausschließlich auf Nietzsche und die Antike beziehen,

sind zu jedem Eintrag jeweils die Kapitel angezeigt, in denen Nietzsches Antikerezeption beleuchtet wird. Bei einschlägigen Büchern über Nietzsches Verhältnis zur Antike sind auch Rezensionen sowie Übersetzungen verzeichnet. Neben dem Hauptteil (C) zur Literatur über Nietzsche und die Antike sind auch die Teile (A) und (B) von großem Nutzen, welche die Bibliographien zu Nietzsche und die Ausgaben seiner Werke auflisten.

Wunderlich ist die Auswertung mancher Bände der ‚Nietzscheforschungen‘ in der Bibliographie. So sind etwa aus deren neuntem Band (2002) die Beiträge von J. Figl („Dionysos und der Gekreuzigte“, Nietzsches Identifikation und Konfrontation mit zentralen religiösen ‚Figuren‘, 147–161) und von M. Meyer (The Tragic Nature of Zarathustra, 209–218) nicht aufgenommen. Auf diese Arbeiten kann sich weder die im Vorwort genannte Beschränkung der Bibliographie auf Titel, deren bibliographische Angabe durch Autopsie verifiziert wurde, beziehen, da andere Beiträge aus demselben Band zitiert werden, noch können sie dem ebendort erwähnten Ausschluss von Werken, die Nietzsches „Verhältnis zum Christentum, Judentum oder orientalischen Religionen“, sofern sie nicht auch „die heidnische Antike berühren“ (14), unterliegen, da in ihnen Themen der heidnischen Antike behandelt werden.

Alfred Dunshirn

Florian Krüpe-Christoph Schäfer (Hg.), Digitalisierte Vergangenheit. Datenbanken und Multimedia von der Antike bis zur frühen Neuzeit. Wiesbaden: Harrassowitz 2005. XI, 147 S. (Philippika. Marburger altertumskundliche Abhandlungen. 5.) ISBN 3-447-05048-9

Der vorliegende Sammelband ging aus einer Tagung hervor, die an der Philipps-Universität Marburg stattgefunden hat. Er enthält acht Beiträge zum Thema ‚Neue Medien und Geschichtswissenschaft‘. Die Vorstellung verschiedener historischer Projekte, in denen dem Einsatz elektronischer Medien eine zentrale Rolle zukam, zeigt, wie vielfältig die Nutzungsmöglichkeiten dieser neuen Medien sind. Von Datenbanken über Digitalisierungsprojekte bis hin zu Online-Portalen und komplexen Multimedia-Anwendungen ist die gesamte Bandbreite derartiger Medien vertreten. Bei der Lektüre des Buches wird klar, dass in vielen Bereichen der historischen Forschung der EDV nicht mehr nur die Funktion eines technischen Hilfsmittels zukommt, sondern dass sie sich zunehmend auch zu einer eigenen Hilfswissenschaft entwickelt, deren innovatives Potential und neue Möglichkeiten nur durch entsprechend ausgebildete Forscher ausgeschöpft werden können. Die einzelnen Beiträge bieten sowohl dem Laien als auch dem technisch Versierten interessante Einblicke in unterschiedlichste Projekte. Einen Index oder eine online verfügbare Linkliste zu diesem Buch sucht man jedoch leider vergeblich. – Eine ausführliche Besprechung des Buches und der einzelnen Artikel habe ich in Plekos 8 (2006) publiziert, abrufbar unter der Internet-Adresse: <<http://www.plekos.uni-muenchen.de/2006/r-kruepe.pdf>>

Sonja Reisner

Literatur und Medizin. Ein Lexikon. Herausgegeben v. Bettina von Jagow und Florian Steger. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005. 983 S. ISBN 3-525-21018-3

Die Intention der Hg. dieses neuen und gut geplanten Lexikons geht über die Vermittlung von belegbaren medizinischen Inhalten in Literaturwerken weit hinaus: der Grundgedanke ist, Medizin und mit der Medizin zusammenhängende Sachverhalte in literarischen Texten aufzusuchen, Schnittstellen herauszuarbeiten, an denen Medizin und medizinisches Wissen mit

der Fiktion einer literarischen Darstellung zusammentreffen. „Bei Literatur handelt es sich auch um Poesie im ursprünglichen Sinn, deren bedeutsames Kriterium der Fiktion das Spezifische ihrer Schriftlichkeit ausmacht, und zwar deren Verortung im Fiktiven und deren Anreicherung durch Reales und Imaginäres. Poesie ... oszilliert zwischen Realem und Imaginärem und repräsentiert im Modus fiktionalen Sprechens ein eigenes, der Realität gegenüber transformiertes Wissen. ... Literatur und Medizin durchkreuzen einander im Feld der Sprache und über ein Wissen, das beide auf genuine Weise speichern und mit dem sie spezifisch umgehen: die Medizin in Theorie und Praxis vornehmlich zur Versorgung des kranken Menschen; die Literatur in Ästhetik und ihrer Rezeption zur intellektuellen Bereicherung des neugierigen Menschen.“ (10) Gesucht werden die Berührungspunkte dieser Gegebenheiten, und das Unterfangen ist schwierig und in hohem Maße auch subjektiv.

Das Material ist in einer sachlich-systematischen Abfolge von Begriffen dargeboten. Die einzelnen Artikel bringen zunächst Begriffsbestimmungen, die auch die antike Literatur einschließen, und dann diachron repräsentative Belege vorwiegend aus der deutschen, englischen, französischen, italienischen spanischen und russischen Literatur (Bezugspunkt ist jedenfalls der europäische Kontext). Es werden zumeist nur die Autoren und Titel der Werke mitgeteilt, mit einer kurz skizzierten Erklärung zum Grund der Aufnahme, in der Art eines Wegweisers. Die Sammlung der Lemmata geht von allgemeinen Lebensfunktionen über medizinische Fachbegriffe zu einzelnen Krankheiten (die nicht nach ihren medizinischen Fachbezeichnungen, sondern nach der allgemein bekannten Benennung angeordnet sind; bei manchen Eintragungen wären wesentlich genauere Ansatzpunkte in naturwissenschaftlichen Schriften der Antike, des Aristoteles oder Theophrast, zur Verfügung, als die Verfasser benützt haben). Präzise ausgesuchte, sehr knappe Literaturangaben führen weiter.

Die Hg. verstehen ihre Arbeit als Beitrag zur „humanwissenschaftlichen Grundlagenforschung“ (10). Vor allem aber ist das Lexikon ein Wegweiser in einer unübersichtlichen Menge von Daten, die jede Recherche überfluten. Dies signalisiert ein Innehalten und bietet die Möglichkeit, die Suche nach Belegen zu strukturieren – etwas, das bei der ungeordneten Fülle von Nutzlosem immer nötiger wird. Es ist somit auch ein Beispiel für eine neue Gattung von Werkzeugen.

Herbert Bannert

Die Wiener Studien im Internet

Online-Version (mit Suchmöglichkeit):

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Online-Publikationen
verlag.oeaw.ac.at

Rezensionen:

www.oeaw.ac.at/kal/rezensionen